

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 4.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1881]

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(3. Fortsetzung.)

„Ganz recht,“ nickte der Jurist, indem er durch seine goldene, mit mattblauen Gläsern versehene Brille einen forschenden Blick über Herrn Specht's Gesicht gleiten ließ. „Ganz recht! Und das wäre grade so ein Gütchen, das ich mir an Ihrer Stelle, bester Specht, zulegen würde. Ein Gut, so groß wie manches Rittergut — in reizender Lage — Sie sind ja ein großer Naturfreund — billig zu haben — ein hübsches Schlößchen oder eine prächtige Villa leicht zu bauen, da an dem famosen Flüsschen — der Seife —, das ist ein Gedanke, was meinen Sie, lieber Herr Specht?“

Der Rechtsanwalt hatte sein Haupt anscheinend ganz unbefangen über sein Glas gebeugt, als gäbe es in den Fluten des Rheinweins wichtiges zu schauen. Dabei schielte er aber sehr vorsichtig seitwärts über die Brille hinweg und beobachtete unausgesetzt Specht's breites Gesicht.

„Ach, das ist ja doch nichts für mich,“ entgegnete dieser. „Schon wegen der Fabrik da, die der Stein errichtet, und dann kommt ja wahrscheinlich — Sie werden's wol ganz genau wissen, verehrtester Herr Rechtsanwalt — die neue Haltestelle der Eisenbahn so zu liegen, daß der Transport von der Fabrik nach der Bahn immer quer durch das Gut des Weidenbauern gehen wird, und dafür möcht' ich natürlich danken.“

„Daß die Haltestelle so gelegen sein wird, ist richtig,“ sagte der Rechtsanwalt langsam, das scharfe Aufmerken seines Tischnachbarn wol warnend. „Aber den Transport der Fabrikgüter braucht sich der Besitzer fraglicher Felder einfach nicht gefallen zu lassen.“

„Die Wege dort nach der Bahn sind also — —“

„Privateigentum des Weidenbauern,“ vollendete der Rechtsanwalt die zögernd gesprochenen Worte Specht's.

„Ah, ah!“ Herr Specht konnte seine Befriedigung ob dieser Auskunft nicht verbergen.

„Das ist allerdings schon was andres; aber nein,“ fügte er hinzu, als er plötzlich in das mephistophelisch lächelnde Gesicht des Rechtsanwalts sah, „für mich ist's doch nichts, da gab's ewige Reibereien und Ärger, und ich will jetzt meine Ruhe haben; ich war immer ein Feind von Zank und Streit, das weiß der liebe Gott.“

Des Rechtsanwalts Gesicht hatte wieder seine gewöhnliche behäbige Ruhe und Heiterkeit angenommen. Er antwortete nicht und nickte nur. Gleichzeitig griff er nach einer Zeitung.

„Entschuldigen Sie mich einen Moment, lieber Herr Specht,“ sagte er. „Es fällt mir eben ein, daß ich heute noch nicht die

berliner Börsenkurse eingesehen habe, und das muß ich im Interesse verschiedener meiner Klienten unbedingt tun.“

Er entfaltete sein Blatt so, daß sein Gesicht für Herrn Specht völlig dahinter verschwand. Dann studierte er nicht die Börsenkurse, die auf dem Blatte rechter Hand oben zu lesen standen, sondern den Eisenbahnfahrplan, der sich auf demselben Blatte ganz unten befand. Er mußte sofort gefunden haben, was er suchte, denn er legte das Blatt mit der Bemerkung: „Nichts neues, absolut nichts neues,“ rasch beiseite. Dann sah er nach der Uhr und rief wie überrascht:

„Ich glaube gar, es geht schon auf neun. Da muß ich ja eilends fort. Ich habe heut' noch eine Konferenz in einer dringenden Hypothekensache, verzeihen Sie mir, geehrter Herr Specht.“

Er trank gegen alle Kennergewohnheit den Rest seines Weines rasch aus, zaltte und verließ das Lokal, nachdem er dem ob dieses so unerwartet eiligen Aufbruches etwas erstaunten Specht mit vieler Herzlichkeit die Hand geschüttelt hatte.

An der nächsten Straßenecke stieg der Rechtsanwalt in eine Droschke, nachdem er dem Kutscher mit gedämpfter, aber sehr entschiedener Stimme zugerufen hatte:

„Zum bischöflichen Palais — so rasch ihr Pferd laufen kann; wenn ich zufrieden bin — einen Taler Trinkgeld.“

Das Droschkenpferd war ausnahmsweise gut und der Kutscher für, daß die Funken stoben und die Vorübergehenden kopfschüttelnd stehen blieben, — es war ein Ereignis, wenn man ein Droschkengefährt so schnell dahinjagen sah.

In wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Palais. Der Rechtsanwalt hieß den Kutscher warten und läutete an dem Glockenzug, der rechts von dem mächtigen Portale angebracht war.

„Zu Seiner Hochwürden, dem Domherrn von Lysen, aber geschwind, in sehr dringender Sache,“ herrschte er dem Portier zu. Der späte Besuch warte nur kurze Zeit, dann erschien der Rechtsanwalt wieder, setzte sich in seine Droschke und befahl dem Kutscher:

„Ebenso rasch als bisher nach der Eisenbahn!“

* * *

Des folgenden Tages für Herr Specht nach demselben Bahnhofe. Er löste sich ein Billet zweiter Klasse zur Reise nach Station Buchenfels. Der würdige Herr sah ungemein aufgeräumt aus; er lehnte sich behaglich in den Polsterfz des Eisenbahn-

waggon zurück, faltete die mächtigen Hände über dem mit rotfarbter Reisebede sorglich verhüllten Schmerbauche und lächelte still vor sich hin.

„Wird sich wundern, das junge Bürschchen,“ brumte er seelenvergnügt vor sich hin, als der Schaffner die Coupétür geschlossen hatte und er sich allein sah, „wird sich wundern, wenn ich mir mein Begegeld ausbitte. Famoser Gedanke war das — dabei ist wirklich ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Wenn nur alles so ist und so geht, wie ich kalkuliert habe. Der Weidenbauer will und muß verkaufen, je eher, desto besser. Die Haltestelle kommt grade dahin, wo der Weg, der mitten durch des Weidenbauern Felder geht, die Bahnstrecke kreuzt — es ist der direkte, etwa fünf Minuten lange Weg von der projektierten Fabrik nach der projektierten Station. Das stimmt also. Und nun will ich bloß mal auf der Karte genau nachsehen, wie es mit den andren Wegen steht.“

Er holte aus einer großen, braunledernen Umhängetasche eine Spezialkarte des Buchenfelder Kreises hervor, die er sich heut morgen erst auf der Fahrt nach dem Bahnhofe gekauft hatte.

„Richtig, da ist Seifersdorf und da der Feldweg von Seifersdorf durch den Buchenwald nach der Schönfelder Straße, der eben dem Weidenbauern gehört. Hier trifft er die Bahn, dort liegt das neue Herrenhaus von Seifersdorf und da geht die Dorfstraße von Seifersdorf in großem Bogen auf die Bahnstrecke zu. Aha — na ja — erst hinter dem Buchenberge kommt sie an die Bahn ran und drüber weg — wie weit ist das — laß mal sehen — da ist der Maßstab — Donnerwetter, das ist famos — wenigstens vier Kilometer, also mit Lastwagen wenigstens eine gute Stunde, wenn nicht mehr, — und die Steigung, die ganz kolossale Steigung! Wenn man auf dem Wege da ein Pferd braucht, braucht man hier zwei, vielleicht drei. Und einen dritten, nicht ganz so weiten und beschwerlichen Weg gibt's überhaupt nicht — nein, nirgend. Der nach der Station Buchenfeld ist dreizehn bis fünfzehn Kilometer lang und geht auch immer rauf und runter und nach der nächsten Station weiter oben erst — es ist eben rein gar nicht möglich — er muß mir durch's Gehege, und das soll ihm teuer kommen, na warte, Bürschchen!“

Er lehnte sich wieder sehr behaglich zurück, zog eine, ein ganzes Viertelhundert haltende Cigarrentasche und ein neu silbernes Feuerzeug hervor und zündete sich langsam und behäbig einen der Glimmstengel an. Dann begann er von neuem sein Selbstgespräch.

„S war gut, daß mir gestern Abend noch das Hornvieh, der Häßler, nachkam. Ich in meiner Gutmütigkeit konnte mich doch gar nicht so recht zu dem Geschäft entschließen, so gut mir der Gedanke von vornherein gefallen hatte. Aber als der mir erzählte, was das für ein hochnäsiger Kerl ist, dieser Stein — wie er alles, was Kaufmann ist, über die Achsel ansieht, und gelehrt und vornehm tut, na, da nahm ich mir doch vor, dem impetimenten Kerl gründlich auf's Kleid zu steigen. Auf 'n Kaufmannsstand laß ich mal nichts kommen — das heißt auf den richtigen — die Dütenkrämer könnten mir auch gestohlen werden. Aber beim Handel im Großen, bei anständigen Kommissionen und Agenturen, beim Makler- und Wechselgeschäft und beim ordentlichen Spekulationshandel, da ist doch noch ein Stück Geld zu verdienen, ohne daß man sich für die dummen Kerle — seine sogenannten lieben Mitmenschen grade zum Vastesel macht. Das hab' ich auch gestern dem Häßler klar machen wollen, aber der Simpel hat augenscheinlich keine Spur von Verständnis dafür — er grinste bloß, wie er immer grinst, und redete immer ganz kolossalen Unsinn — wie war's doch gleich? Der Kaufmann häßt's allerdings am besten, die Produzenten und Konsumenten ärgerten sich über einander und machten einander 's Leben schwer mit schlechter Arbeit und schlechter Bezahlung, und der Kaufmann stünd in der Mitte und wär — na, was doch gleich — ja richtig, ich hab' mir's zweimal sagen lassen, um den Unsinn zu behalten: Der Kaufmann wär der Terzjunker*!). Der Kerl ist zu dumm, der Häßler, aber so fürchterlich dumm muß er auch grade sein, sonst wollt' er meine Frieda — Gott straf mich — gewiß nicht heiraten.“

Ein Lächeln des Behagens legte sich breit über sein Gesicht: „Na, mir kann's warhaftig nur lieb sein, daß ich das Satansmädchel endlich mit guter Manier los werde. Ich vertrag doch gewiß 'n ordentlichen Puff, was die sogenannte Sittsamkeit und Moral angeht, aber das Frauenzimmer hat's in den letzten zehn

Jaren denn doch manchmal gar zu toll getrieben. S'ist nur 'n einziges Glück, daß die Leute nichts recht's davon wissen — sie münkeln zwar grade genug, aber Gott sieh' mir bei, wenn die Spechtens Etriede so tenten, wie ich sie kenne!“

Die Selbstunterhaltung des Herrn Specht war schließlich in immer schläfrigerem Ton und Takt verfallen. Bald schlummerte er ganz, mit dem vergnügten Lächeln im grobgeschnittenen Antlitz, welches seine Betrachtungen hervorgerufen hatten.

Eine Stunde nachher ertönte von der Lokomotive her jener lange schrille Pfiff, welcher die Ankunft des Zuges an einem Haltepunkt anzukündigen pflegt. Kurz darauf riß der Schaffner die Coupétüren auf und rief:

„Station Buchenfeld, eine Minute Aufenthalt!“

Herr Specht fur von seinem Sige empor und griff mit den Händen erst ein parmal kreuz und quer in der Luft herum, ehe ihn die Schlaftrunkenheit Hut und Stock finden ließ. Dann stolperte er eilig aus dem Coupé auf den Perron hinunter. Er suchte einen Wagen zur Fahrt über Land nach Seifersdorf. Ein solcher war nicht zu finden. Das Städtchen Buchenfeld besaß nur einen Lohnkutschner mit einer einzigen Kutsche. Die hatte in der Nacht ein Herr, der gleichfalls mit der Eisenbahn angekommen war, gemietet, und seitdem war sie noch nicht zurück. Außerdem besaß nur der Gastwirt zum Lamm und der Fleischer des Orts ein Gefährt, das sie gelegentlich gegen Geld und gute Worte vermieteten. Herr Specht begab sich, über die verfluchte Kleinstädtereie schimpfend, in's Gasthaus. Der Gastwirt war, wie es nicht selten zu geschehen pflegte, den Abend vorher sein eigener bester Gast gewesen und fülte sich des morgens nun nicht sonderlich wol. Eben hatte er im Drange seines Razenjammers einen derben Zank mit seiner mundfertigen Ehehälfte vom Zaune gebrochen, als Herr Specht dazwischen kam und hochsarend einen Wagen verlangte, „aber sofort“.

„Holen Sie Sich einen Wagen, wo Sie wollen,“ fur ihn der Lammwirt an, „meinen brauch' ich selber, ich will spaziren faren, verstehen Sie mich?“

Herr Specht verstand allerdings und ging, ganz entseztlich über die unflätigen, kleinstädtischen Esel schimpfend, die einen gebildeten Menschen aus der großen Stadt natürlich nicht zu behandeln wüßten. Beim Fleischer erging es ihm schon besser. Dieser war nicht abgeneigt, ihn nach Seifersdorf zu befördern, machte ihm aber den Vorschlag, er möchte mit ihm erst nach Zellhausen, Lauterbach und Alterda auf den Schweinekauf fahren, dann kämen sie auf dem Rückweg ganz ungezwungen nach Seifersdorf. Herr Specht hatte große Lust, gegen den freundlichen Fleischer grade so grob zu werden, wie der Lammwirt es zu ihm gewesen, aber in Anbetracht der Tatsache, daß er in Buchenfeld gar keine Aussicht mehr hatte, einen Wagen zu bekommen, als hier, bezwang er sich und fragte, wie lange denn die Rundreise nach den Schweinen dauern würde. Der Fleischer meinte, „Abends um sechse, achte“ könnten sie ganz gut in Seifersdorf sein.

„Na, das fehlte mir noch,“ polterte nun aber Herr Specht los, „da wär' ich ja wenigstens sieben Stunden auf der Fahrt, zu der man sonst nur anderthalb braucht.“

Die Versicherungen des Fleischers, daß er ihm deswegen kein höheres Farlohn anrechnen werde, als wenn er ihn direkt hinbrächte, machten keinen Eindruck auf Herrn Specht, der nun ernstlich mit sich zu Räte ging, ob er denn nicht einfach nach Seifersdorf laufen sollte. Aber der Gedanke, mehrere Stunden bergauf, bergab, wie 'n lumpiger Handwerksbursch im Staube der Landstraße dahinzuzwandern, war dem dicken, reichen Herrn gar zu entseztlich. Drum bot er dem Fleischer, ganz gegen seine Gewohnheit erschrecklich freigebig, fünf harte Thaler, wenn er ihm eine Fure verschaffe, sei sie, wie sie wolle, — die ihn ohne weiteres nach Seifersdorf brächte.

Der Fleischer fülte sich allerdings ein wenig beleidigt, daß „der prozige Kerl aus der Stadt“, wie er Herrn Specht heimlich titulirte, nicht mit auf den Schweinekauf wolle, wo es doch bekanntermaßen immer sehr gemütlich hergehe, aber die fünf Taler lockten ihn doch sehr.

„Will zuhorchten,“ sagte er, „hab'n guten Freund, der hat 'n Pferd. Vielleicht borgt der's mir aus Freundschaft. Dann kann mein Junge Sie faren. Aber 'n Staatswagen kriegen Sie dann freilich nicht.“

Nachdem Herr Specht ungefähr eine Stunde im Fleischersladen gewartet, und aus Langeweile mehrere Portionen Blut- und Leberwurst und ein halbes Duzend Nordhäuser vertilgt hatte, kam der Wagen — in der Tat kein Staats-, wol aber ein Leiter-

*) Häßler jun. hatte gesagt: tertius qui gaudet, und das soll heißen: Der Dritte, der Ursache hat, vergnügt zu sein. Der Verf.

wagen, vor den ein knochiger Adergaul gespannt war. Daß er auf einem Leiterwagen stundenlang herumgerumpelt werden sollte, paßte nun allerdings Herrn Specht wieder gar nicht, aber da der Fleischer ihm erklärte, wenn er nicht wolle, brauche er nur 'n Taler Neugeld bezahlen, dann könnte er sich anderswo 'ne Hofkarosse suchen, da fügte er sich in's Unvermeidliche und nahm auf dem einzigen aus einem mit einer Pferdebedeckte belegten Brette bestehenden Sige, der auf der interessanten Kutsche bereit war, an der Seite des Fleischerlehrlings, seines nunmehrigen Kutschers, Platz.

Die Fart war ein Martyrium. Der Adergaul war eines der bedächtigtsten Individuen des Pferdegeschlechts. Schritt vor Schritt — etwa dreißig in Ader Minute — so lief er gern; jedem lebhafteren Tempo aber war er spinnefeind. Der Fleischerjunge hatte es nicht eiliger als der Gaul; er mochte ein großer Naturfreund und noch größerer Menschenfreund sein, denn unaufhörlich schaute er sich nach allen Seiten hin um, und mit jedem Vorübergehenden versuchte er ein Gespräch anzuknüpfen — ein Unternehmen, dem es bei der Mitteilbarkeit der Leute jener Gegend keineswegs an Erfolg fehlte. Ob dieser Eigenschaften des jungen hoffnungsvollen Menschen und zugleich ob der schneckenhaften Langsamkeit der Beförderung entspann sich zunächst eine ziemlich erregte Diskussion zwischen Herrn Specht und seinem Kutscher, in der ersterer insofern den Sieg davon trug, als es ihm gelang, den Fleischerlehrling zur Anwendung der Peitsche zu bewegen. Nun entwickelte sich ein weniger interessanter als langwieriger Kampf zwischen dem Jungen und dem Pferde. Letzteres ignorierte die Peitschenhiebe ebenso, wie jeden aufmunternden Zuruf. Das verletzte den Burschen in seinem Kutscherstolze, darum drohte er immer ärger drauf los; das hatte aber weiter keinen Erfolg, als daß der Gaul endlich wütend hinten ausschlug, so daß Herr Specht in die größte Angst um seine Hünereugen und Füße geriet. Endlich kam der Junge auf einen ingeniosen Einfall: er traktierte mit der Spitze des Peitschenstockes die Weichen des störrigen Pferdes. Das brachte den Gaul aus seiner Ruhe — weh-

ta's ihm zwar nicht, aber er war sizlich und machte deshalb, als er an dieser empfindlichsten Stelle seines alten Körpers eine Berührung fühlte, einen gewaltigen Satz und noch einen und wieder einen und bewegte sich wol zweihundert Schritt in einem holprigen, höchst ungleichmäßigen Galopp vorwärts. Bei dem ersten Sprunge war Herr Specht hoch in die Höhe gefahren und beinahe vornüber aus dem Leiterwagen herausgefallen, dann umklammerte er krampfhaft mit beiden Fäusten den Leiterbaum an seiner Linken und schrie:

„Himmeltreuzdonnerwetter, 's ist ja, als wenn in allem der leibhaftige Gottscheibeiuns steckte, im Wagen, in dieser gottvergessenen Art von Kutscher und in dem miserablen Gaul. — Laß' in drei Teufels Namen das Vieh laufen, wie es will, nur nicht in diesem nichtswürdigen Galopp, bei dem man nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, hörst Du, Du vertrackter Junge, hörst Du, he?“

Endlich hörte der schadenfroh grinssende Junge, und auch der Gaul schien ein Einsehen zu haben, denn er fiel wieder in den langsamsten Trott, den man sich nur denken kann.

So langte denn nach vollen drei Stunden Herr Specht zerschüttelt und zerschlagen, lahm und steif an allen Gliedern in Seifersdorf an.

Vor dem Dorfe ließ er halten und stieg ab. Er schämte sich, auf diesem Armenjünderkarren, wie er seinen Leiterwagen nannte, in dem Orte einzuziehen, welcher ihn bald als den reichen Besitzer eines großen Gutes — wie er hoffte — begrüßen würde.

Er schlug einen Feldweg ein und begab sich schnurstracks zum Gehöfte des Weidenbauers. Dieser war daheim. Er begrüßte den Besuch so ohne alle Zeichen der Verwunderung oder Neugierde, als ob er ihn erwartet hätte und wol wisse, was er wolle. Herr Specht platzte sofort mit seinen Absichten heraus. Der Weidenbauer ließ ihn, ohne eine Miene zu verziehen, ausreden, dann sagte er trocken:

„Der Herr haben Sich umsonst bemüht, mein Anwesen kann er nicht haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanton Appenzell, seine bewaffnete Landsgemeinde und seine historische Entwicklung.

Kulturgeschichtliche Skizze von Carl Sticker.

(2. Fortsetzung und Schluß.)

Die Reformationswirren, die in der Schweiz nicht minder heftig als in Deutschland tobten, verursachten auch in Appenzell Störungen; war es doch selbst in Bern, im Rate der Zweihundert, bis zum Blankziehen der Schwerter gekommen, weil der Streit eines deutsch-lutherischen Pfarrers mit seinem schweizerischen, der Richtung Zwingli ergebenen Kollegen die Gemüter erregte.

1524 hatte die Landsgemeinde von Appenzell beschlossen, daß in jeder Kirchengemeinde die Beschlüsse der Mehrheit in Religionsangelegenheiten unbedingte Geltung haben sollten und daß die Angelegenheiten sich solchen Beschlüssen unbedingt fügen müsse. Im Winter 1524/25, dem Sige der Kantonsregierung, wohnten seit Dorfe Appenzell, dem Sige der Kantonsregierung, wohnten seit einem halben Jahrhundert mehrere protestantische Familien, deren Mitglieder sich in jeder Weise von den religiösen Feierlichkeiten ihrer katholischen Mitbürger fernhielten und bis dahin zu keiner Klage Veranlassung gegeben hatten. Als nun im Jahre 1587 der päpstliche Nuntius Bononi die Kapuziner in den Kanton Appenzell einfürte und denselben im Hauptorte Appenzell ein Kloster errichtet wurde, verlangte die katholische Majorität im Hauptorte die unbedingte und strenge Beobachtung des Beschlusses von anno 1524.

Als die Protestanten sich dagegen erklärten, wurde von gegnerischer Seite die Niedermezzung derselben beschlossen.

Der 15. März 1587 ist ein verhängnisvoller Tag in der Vergangenheit des „Appenzeller Ländli“. Unter dem Vorstize von Landammann Meggelin versammelte sich der Rat der Kirchengemeinde an diesem Tage auf dem Rathause, um an 27 junge Reformirte die Forderung zu stellen, entweder am kirchlichen Leben ihrer Mitbürger teilzunehmen oder die Gemeinde zu verlassen. Sollten die Reformirten sich hartnäckig zeigen, so wollte man die vor dem Rathause versammelten aufgeregten Landleute man die vor dem Rathause versammelten aufgeregten Landleute hereinlassen, um durch dieselben die Reformirten zur Nachgiebigkeit zu zwingen oder niedermezzeln zu lassen. Zu diesem Zwecke sollte der Landammann zum Fenster treten und den Landleuten das vorher verabredete Zeichen geben.

Die Reformirten hatten Nachricht von der Verabredung und

von dem ganzen Vorhaben erhalten; demgemäß hatten sie Waffen unter ihrer Kleidung geborgen, und in dem Augenblicke, als Landammann Meggelin sich dem Fenster näherte, um das verabredete Zeichen zu geben, umringten ihn mehrere der Reformirten mit gezücktem Dolche. Der überwältigte Landammann rief aus dem Fenster der draußen harrenden Volksmenge die Aufforderung zu, den Platz zu verlassen, und die Reformirten konnten sich für den Augenblick ungeschädelt zurückziehen.

Von diesem Tage an bekämpften sich beide Parteien mit der größten Erbitterung. In Außer-Rhoden waren die Protestanten, resp. Reformirten die Herrschenden, in Inner-Rhoden hingegen die Katholiken. Bei der geringsten Veranlassung ertönten die Sturmglocken und mit den Waffen fiel man sich gegenseitig an, um unzähligen Schimpf und zallose Gewalttätigkeiten an den andersgläubigen Mitbürgern und Gemeindegemeinschaften zu verüben.

Das ehemals gefürchtete Appenzell sank zum Spielball fremder Ränke durch diese Streitigkeiten hinab; die Eidgenössische Tagsatzung war an und für sich schon der Kampfplatz zweier feindseligen Religionsparteien, die Einmischung derselben vermehrte die Aufregung und Unordnung, und die Gesanten von Spanien und Frankreich veräumten keine Gelegenheit, obwohl ihre Bestrebungen differirten, die Verwirrung zu vergrößern, die Sachlage für sich auszubenten.

Zehn Jahre hatten die Unruhen, Fehden und gegenseitigen Verfolgungen gedauert, als am 7. September 1597 sieben eidgenössische Schiedsrichter ihren Spruch fällten. Die Bevölkung wurde in zwei Parteien nach ihrem religiösen Bekenntnis geschieden; die Reformirten erhielten Außer-Rhoden, die Katholiken Inner-Rhoden. Diese Gebietssteile sollten besondere Behörden und Einrichtungen behalten, und als der Schiedspruch vollzogen wurde und in Kraft trat, teilte man die Zeugen der gemeinsamen Siege, die eroberten Banner, den Inhalt der Zeughäuser und die Siegel.

Nach der erfolgten Scheidung in Halbkantone hatte das protestantische Außer-Rhoden eine Bevölkerung von 5979 Einwohnern,

das katholische Inner-Rhoden nur 2782 Einwohner aufzuweisen. Der Eidgenossenschaft gegenüber galten beide Hälften als ein Kanton und hatten auch nur eine Stimme auf der Tagsatzung. Giltig war diese Stimme nur, wenn beide Teile sich einigen konnten; war dies nicht der Fall, dann war der Kanton ohne Vertretung.

Noch einmal wurde versucht, den Religionshader zu entflammen. Konrad Tanner, ein Renegat, vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, hatte unter Philipp II., dann unter den Fahnen der Ligue gekämpft. Zum Landammann von Inner-Rhoden gewählt, wollte nun Konrad Tanner das mächtigere Auser-Rhoden zwingen, den wenigen (sieben bis acht) Katholiken, die in dieser Kantonshälfte geblieben waren, die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes zu gestatten. Einige Stände des alten Glaubens unterstützten ihn in diesem Vorhaben, bald stand er aber allein, selbst seine Mitbürger verließen ihn und er geriet ins tiefste Elend.

In einem Stalle auf dürftiger Streu gebettet, verschied er im Kanton Turgau.

Die am 16. Dezember 1513 erfolgte Aufnahme in den Bund der Eidgenossen hatte, wie schon erwähnt, bedingt, daß Appenzell sich den Kämpfen der alten Orte (Kantone) gegenüber neutral verhalten mußte, sobald diese Kämpfe innerhalb der Eidgenossenschaft ausgefochten wurden. Daher erfreute sich Appenzell längere Zeit wol einer Waffenruhe, während die katholischen und reformirten Kantone sich bekriegten (Wilmerger Religionskriege), aber als in späterer Zeit das Parteigetriebe in lokaler engerer Interessenpolitik seine Zielpunkte wälte, war auch hier die innere Ruhe für längere Zeit unterbrochen.

1715 hatten die Vertreter von Appenzell einen Vertrag mit dem Fürstbiste von St. Gallen abgeschlossen. Dieser Vertrag (der Rorschacher genannt) setzte fest, daß zwischen den Bewohnern von Appenzell, Auser-Rhoden und denen von St. Gallen die etwaigen Streitigkeiten nicht mehr durch Gewalttätigkeiten ent-

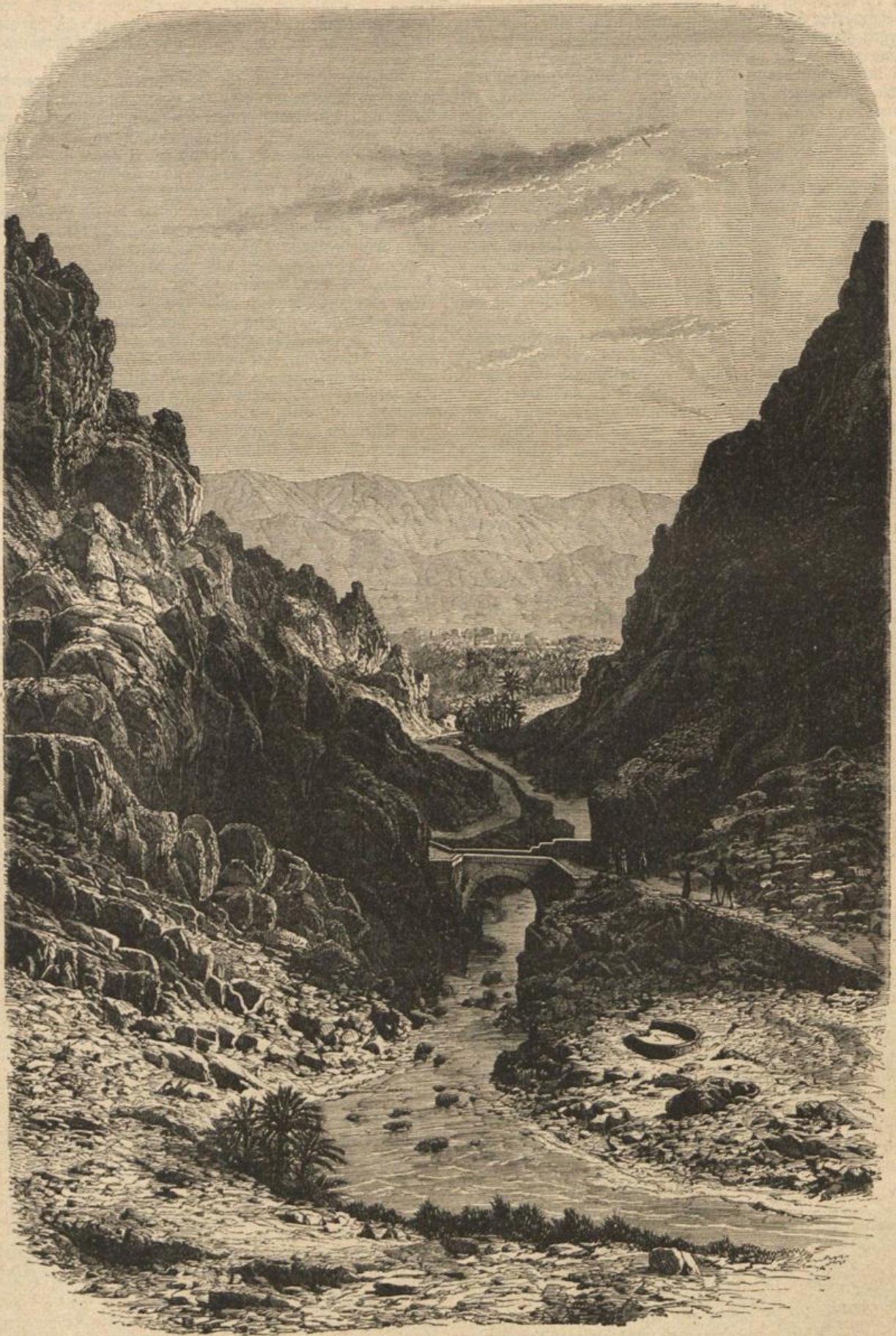
hatten diesem Vertrage zugestimmt; wenig erbaut war jedoch das appenzeller Volk von der erwarteten Bestimmung, denn es erschien



Niederländisches Bauernhaus. (Seite 55).

den (!), sondern durch eidgenössische Schiedsrichter geschlichtet werden sollten. Alle Gemeindevorsteher Appenzell-Auser-Rhodens

der konservativen Masse bedeutend anmutiger und ehrenwerter gehandelt, wenn man, nach biederber Weise der Vorfahren, mit dem



Engpass von El Kantara mit Römerbrücke. (Seite 55.)

Knüppel in der Faust die etwaigen Rechtsfragen ausglich. — Seit Jahrhunderten hatten nun Angehörige der Familie Zellweger, aus Trogen stammend und durch große Leistungen im Kanton bekant und geachtet, die höchsten Würden im Appenzell bekleidet; als nun der Unmut des Volks sich gegen die Regierung richtete, kamen die Nebenbuler der Zellweger auf den Gedanken, die Stimmung des Volkes für ihre Bestrebungen auszunutzen. In Herisan waren es die Mitglieder der Familie Wetter, die nach dem Besitz der Regierungsstellen strebten, und bald waren Parteien vorhanden, die sich die Harten und die Linden (Weichen) nannten und sich an Feindseligkeiten nichts schuldig blieben.

Zuletzt kam es darauf an, wer über die meisten Fäuste verfügte, und die Harten, der Partei der Familie Wetter angehörend, übertrafen in ihrer Leistungsfähigkeit bald die Partei der Zellweger, die sich die Linde nannte. Nachts drang man in die Behausung des Gegners ein und prügelte Jung und Alt, Mann und Weib in den Betten durch! Es war eine eigentümliche Taktik, die hier Anwendung fand.

Als Landammann Wetter in Hundwil die Landsgemeinde leitete, unterlag die Partei der Zellweger und die Gewaltthätigkeit wurde offiziell. Die Wetter hatten die Regierungen von Schaffhausen und Glarus auf ihrer Seite und füllten sich daher stark genug, jede Vermittlung unter Drohungen zurückzuweisen. Die Regierungen von Bern und Zürich, die der Familie Zellweger günstig gesinnt waren, traten mit ihrer Vermittlung vergeblich ein, die Partei der Harten hatte gesiegt.

Ein neuer Zwist entstand, als große Werbungen für den Fremden dienst in Aussicht standen. Der Kriegsdienst im Solde fremder Mächte war es, der Ursache zu neuem, tiefem Hader bilden sollte; zwei Parteien entstanden in Appenzell-Außer-Rhoden, die „Franzosen“ und die „Destreicher“.

Die Anhänger der jetzt aus Staatsruher gelangten Familie Wetter wollten, als sie nun im Besitz der Macht waren, alle, die zur Gegenpartei gehörten, aus dem Kantonsteile verjagen. Doch der Landammann Wetter mochte inzwischen als Staatsmann an Einsehen und Mäßigung gewonnen haben, denn als die Landsgemeinde einen derartigen Beschluß bezüglich der Verjagung und Austreibung ihrer Mitbürger gefaßt hatte, war es dieser Landammann, der die Ausführung des Beschlusses solange zu vertagen wußte, bis von dieser willkürlichen und harten Maßregel nicht mehr die Rede war. Als später das beruhigte und versönte Volk wiederholt einen Führer von der Partei der Lindn, den hochherzigen und vielfach befähigten Arzt Lorenz Zellweger zu der höchsten Stellung berufen wollte, lehnte dieser jedesmal die zugebachtete Ehre ab.

Auch Appenzell-Inner-Rhoden erlebte stürmische Zeiten durch die Rivalität zweier Männer. Alt-Landammann Jakob Geiger war es, der mit dem Wirte Joseph Suter zu Gonten nach der Gunst des Volkes und nach dem Besitz der höchsten Würde strebte. Der Wirt Suter war durch seine manieren Späße, durch seine gute Laune und seine ebenfalls guten Einfälle der populärste Mann in Inner-Rhoden geworden. Trotz seiner geringen Bildung wurde er mit gutem Einkommen zum Bogt im Rheintal und bald nachher zum ersten Vorsteher gewählt.

Landammann Suter hatte bald Feinde genug, die sich zu seinem Sturze vereinigten. Die Kapuziner füllten sich durch seine Satiren beleidigt und die Bemittelten und Vermögenden hatte er gegen sich aufgebracht, weil er gelegentlich eines Fallimentsgesetzes in freimütiger Weise ihnen widersprochen hatte. Die Vermögenden wollten ein Gesetz, das den inländischen Gläubigern den Vorzug vor den ausländischen geben sollte. Der neue Landammann erklärte vor der Landsgemeinde: „Dieses Gesetz nimm uns das Vertrauen unsrer Nachbarn, welche unsern benötigten Mitbürgern kein Geld mehr werden leihen wollen.“ Jedoch seine Feinde erklärten, „er begünstige die Fremden zum Schaden der Einheimischen.“ Ein im Namen des Staates vom Landammann Suter geführter Prozeß, der verloren ging, fürte den Verlust der Volksgunst herbei, trotzdem er öffentlich erklärte, alle Prozeßkosten tragen, resp. ersetzen zu wollen. Die Feinde Suters verbreiteten, er habe seine Amtsgenossen hintergangen und durch ihn sei die Ehre Inner-Rhodens verletzt worden. Der Landrat nam dem Suter das Landesiegel ab, um es dem Alt-Landammann Geiger, dem Widersacher Suters, zu übergeben, und erklärte den Suter aller bürgerlichen Rechte verlustig. Suter legte die Berufung an die Landsgemeinde ein, und eine Schar aufgeregter Landleute, über das dem Suter zugefügte Unrecht erbittert, drang mit Gewalt ins Rathhaus und drohte, die Rathsherren aus den Fenstern zu

stürzen. Die folgende Landsgemeinde brachte den Sieg der geigerischen Partei; man riß den Suter mit Gewalt vom Landammansstuhl und stellte ihn unter geheimnisvollen Beschuldigungen vor Gericht.

Suter glaubte, durch eine Wallfahrt nach Einsiedeln alles gut machen zu können, während seine unerbittlichen Gegner gerade die Gelegenheit seiner Abwesenheit benutzten, um ihn auf ewig aus der Eidgenossenschaft zu verbannen und seinen Namen am Galgen auszuhängen, als eines „Feindes der Religion und der Freiheit“. Der hochbejahrte Suter hatte sich nach Konstanz in Sicherheit begeben; erst nachdem er schon einige Jahre dort in der Verbannung gelebt hatte, unterstützten siebzig brave Männer das Begehren auf Revision des suterischen Prozesses, zugleich dem unglücklichen Manne ihr Schutzgeleit anbietend.

Das Gericht, unter dem Vorsitz des Widersachers und Rivalen Suters, des Landammann Geiger, vernichtete das Gesuch und verhängte harte Strafen über die Antragsteller. Die Feinde Suters waren hartnäckig und ihre Tücke hatte sich noch nicht erschöpft; das Volk wurde durch falsche Gerüchte aufgeregt; Suter, hieß es, beabsichtige, mit bewaffneten Scharen von Außer-Rhoden ins Ländli einzudringen. Zwei Mitglieder des Rats erheuchelten eine falsche Freundschaft, verleiteten die Tochter des unglücklichen Greises, einen Brief an den Vater zu schreiben, des Inhalts, daß Suter an einem gewissen Tage zur festgesetzten Stunde sich in einem Grenzdorfe Außer-Rhodens einfinden solle, um wichtiges zu vernemen. Suter mochte nicht die Arglist und Bosheit seiner Feinde durchschaut haben, er ließ sich verleiten, das Gebiet von Inner-Rhoden zu betreten, wurde ergriffen, gebunden und auf offenem Schlitten bei starkem Schneefall im Monat Februar (am 9. Februar 1784) nach Appenzell transportiert.

Es wird berichtet, daß man den Unglücklichen dreimal an einem Tage folterte, um ein Schuldbekentnis zu erpressen, er konnte kein Verschulden eingestehen!

Mehr denn zwanzig Richter hatten sich geweigert, das Urtheil zu unterzeichnen, das gegen Joseph Suter, den Unschuldigen, gefällt wurde, zwanzig Richter gaben ihre Protestation zu Protokoll; vergebens, die Feinde Suters waren unerbittlich, sein Kopf sollte fallen; am 9. März 1784 endete unter dem Schwerte des Henkers der ehemalige Landammann sein Leben.

Suter starb wie ein Held, mit Manneswürde und Seelenruhe hatte er bis zum letzten Augenblick seine Festigkeit behauptet; seinen Mördern erging es schlimmer. Es war eine unbeschreibliche Empfindung, die die Gemüther nach der Hinrichtung Suters erregte; trotz der Strenge und Härte der Regierung fand hie und da im Ländli der Unwille über die Schandthat der Herrschenden seinen lauten und bereten Ausdruck. Einer von Suters Verfolgern befand sich wenige Jahre später auf der Tagjazung zu Frauenfeld; dort mochten nicht die besten Empfindungen gegen die Verfolger des Suter herrschen; man nannte Suters Namen wiederholt in der Nähe des Betreffenden, und dieser, schon lange von Gewissensbissen gefoltert, stürzte sich in einem Anfall plötzlicher Raserei aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes hinab.

Das Volk konnte sich noch nach Jahrzehnten über den stattgefundenen Justizrevol nicht beruhigen, doch erst nach einem halben Jahrhundert wurde der Prozeß einer eingehenden Prüfung unterworfen, die Unschuld Suters anerkannt, und im Jahre 1824 faßte der Große Rat in corpore den Beschluß, das Andenken des unglücklichen Mannes wieder zu Ehren zu bringen und die Ueberreste desselben auf dem gemeinsamen Gottesacker zu bestatten.

Ist die Erinnerung an Joseph Suter ein dunkler Fleck in der Geschichte Appenzells, so felt es glücklicherweise nicht an erfreulicheren Erscheinungen. Eine derartige Erscheinung ist Landammann Zürcher, der nur geringes Besitztum aufzuweisen hatte und von Beruf ein Zimmermann war.

Während fünf Jahrzehnten leistete er seinem Lande, Appenzell-Außer-Rhoden, die besten Dienste, und das Volk ehrte sein Wirken, indem es ihn zu den höchsten Ehrenstellen berief. Landammann Zürcher verband mit einem hochherzigen, edlen Charakter eine ganz außerordentliche Tüchtigkeit in dem ihm übertragenen Amte. Zahlreich sind die Anekdoten, resp. Ueberlieferungen, die uns den Charakter des Manes in besten Lichte darstellen. Wenn angesehenere oder hochgestellte Personen sich ihm in Amtssachen näherten und glaubten, durch nachlässiges oder gar unhöfliches Benehmen einen imponirenden Eindruck auf den schlichten Zimmermann zu machen, ereignete es sich, daß er die Leute frug, ob sie mit dem Zimmermann oder dem Landammann Zürcher zu verkehren hatten, in letzterem Falle forderte er sie gewöhnlich auf,

nicht seiner Person, wol aber dem vom Volke übertragenen Amte die gehörige Achtung zu erweisen.

Als einst fünfhundert Bewohner von Hundwyl durch einen Gemeindeprozeß aufgeregt, sich vor der, eine halbe Stunde von der Ortschaft Teufen entfernten Wohnung des Landammanns Zürcher einfanden und das Oberhaupt ihres Freistaates bei dem Ausbessern des Daches beschäftigt sahen, schickten sie zwei Abgeordnete die Leiter hinauf, um ehrfurchtsvoll um Gehör ersuchen zu lassen.

Ruhig und gelassen ging Zürcher in sein Haus hinab und erklärte den beiden Abgeordneten: „Ihr habt gegen Eid und Pflicht diese Menge zu mir geführt, um mir eine ungesetzliche Ermächtigung abzupressen. Ich befehle euch, laut dem Eide, welchen ihr eurem Lande geleistet habt, diese Leute zu beruhigen und heimzuführen.“

Zürcher war beim Volke allgemein beliebt und hohe Verehrung zollte die Masse dem echten Volksmann. Ein Sohn des Zürcher war in eine schwere Strafe verfallen, der Landrat glaubte aus Rücksicht gegen den Vater die Strafe mildern zu können, wurde aber von demselben daran verhindert. Landammann Zürcher, so wird uns berichtet, erhob sich von seinem Plaze und

richtete folgende ernste Mahnung an die Betreffenden: „Mein Sohn stet unter dem Gesetze, wie jeder andre Bürger; euer Wollen rürt mich; allein in Betracht der Folgen verlange ich die volle Anwendung des Gesetzes.“

Dieser Fall stet zwar in der Geschichte nicht vereinzelt da, beweist aber doch die edle Denk- und Handlungsweise des Staatsmanns, der keine tiefklassische Bildung aufweisen konnte, dem wol die altrömischen oder griechischen Vorbilder unbekant sein mochten.

Die spätere, resp. neuere Geschichte beider Kantonshälften gehört der allgemeinen Schweizergeschichte an, kein hervorragendes, außergewöhnliches Ereignis oder Verhältnis tritt in den Vordergrund des staatlichen Entwicklungsganges. Was immer im Wechsel der Jahrzehnte in den andern Kantonen der Schweiz verändernd und umgestaltend einwirken mochte, in Appenzell blieben die alten, urdemokratischen Gebräuche erhalten, und noch heute ziet, wie vor Jahrhunderten, sowol in Appenzell-Außer-Rhoden als auch in Appenzell-Inner-Rhoden das souveräne Volk mit der Waffe an der Seite zur Landsgemeinde, um unter freiem Himmel, angesichts seiner Berge, die wichtigsten politischen Handlungen zu vollziehen und das Wolergehn der Gesamtheit zu beraten.

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Fogler.

(3. Fortsetzung.)

II.

„Der Jobbi ist so frisch und gesund wie stets, — ihr sollt's hören, wenn morgen der Ambos klingt!“ hatte Jakob Barthold am Abend vorher zur Meisterin gesagt, und der Ambos klang hell und laut, mit munterem Getöse dem halben Dorfe kündend, daß der junge Schmied wieder bei emsiger Arbeit war. Und er brauchte wegen letzterer nie in Verlegenheit zu sein, er hatte stets alle Hände voll zu tun, denn wenn ein großer Teil der Bauern im Dorf, die es ihm nicht vergessen konnten, daß er im letzten großen Kampfe für sein Land gestanden, ihm auch den Haß, den man heimlich gegen ihn im Herzen trug, am liebsten dadurch bezeugt hätten, daß sie sich aus der Kundschaft der freilich schon seit langen Jahren jedem einzelnen von ihnen liebgewordenen Schmiede begaben, so war er doch der einzige seines Handwerks im Dorf, und es würde allzu umständlich und beschwerlich gewesen sein, zu denselben Zwecken mit einem Meister der benachbarten und nicht unbedeutend von letzterem entfernten Ortschaften in Verbindung zu treten.

Man hatte einen hellen Sommertag gehabt, als Jakob Barthold, aus dem badener Lande über den Rheinstrom herübergekommen, den Wanderstab in der Hand und das Ränzle auf dem Rücken, zum erstenmal an dem Schmiedfeuer des Meisters Elfinger Halt gemacht, um ein kleines Bezahlgeld angesprochen und um Arbeit nachgefragt hatte. Es war nun seiner sechs Jahre her. Und Meister Elfinger hatte sich das Wanderbuch des jungen Arbeitsgenossen vorweisen lassen, — „poztausend!“ hatte er freudig überrascht ausgerufen, als er den ersten Blick in dasselbe hineingeworfen: stand da einer vor ihm, der just aus demselben Schwarzwaldsteden kam, wo seine Großeltern, des Meisters Elfinger Großeltern, die aus rechtsrheinischem Land besserer Lebensführung wegen nach dem Elsaß ausgewandert, einst Haus und Herd gehabt, und von dem ihm sein Vater selig so oft und so Erinnerungsweg erzählt. Es war ihm das ein merkwürdiges Zusammentreffen gewesen, er hatte darin eine Fügung und den Wink eines höheren Willens gesehen, und da die Zeugnisse des jungen Schmieds so belobigend lauteten und er damals gerade einen neuen Gesellen gebrauchen konnte, so hatte Jakob Barthold sein Ränzle ablegen und den Wanderstab in die Ecke stellen müssen, und es war ihm in einem Oberstübchen des Hauses Bett und Kleiderschrein angewiesen worden. Und Meister Elfinger brauchte es nicht zu bereuen, daß es so gekommen; nie hatte er einen braveren und fleißigeren Mitthelfer bei seiner Arbeit gehabt.

Da war wieder ein heißer Sommer gewesen, und es hatte plötzlich eines Morgens geheißt, daß Kriegsnot gekommen sei. Meister Elfinger hatte freilich den Kopf geschüttelt, als die hüben über dem Rheinstrom zum Kampf auszogen gegen die vom jen-

seitigen Land, die so mancherlei freundschaftliche Beziehung zu einander unterhalten; und noch verwunderter war er gewesen, als Jakob Barthold seiner Kriegesordrte folgte und in die Heimat hinüberging, um bald darauf kampferüstet wieder herüberzuziehen, — das alles, weil drunten in den weidenbebuschten Auen der grüne Rheinstrom zwischen hüben und drüben saust. . . . Aber Jobbi hatte doch scheiden müssen, und die heißen Schlachten wurden geschlagen. Und als nun der Krieg unter wechselnden Stimmungen Meister Elingers vorübergegangen, als die trennende Linie aufgehoben und die hüben mit denen drüben wieder ein Volk sein sollten, — ein Volk, wie es von Alters gewesen, ein Volk, wie sie gleichen Stammes waren und zueinander gehörten, — wie sich das Meister Elfinger recht zum Bewußtsein brachte und, daß alles so gekommen, mehr und mehr in der Ordnung fand, bewegte ihn fort und fort nur der Gedanke an das Geschick seines einstigen braven Gesellen und der Wunsch, wenn es sein könnte, ihn wieder bei sich zu haben. Er hatte denn auch auszukundschaften gewußt, daß Jobbi noch lebte und wo er jetzt seines Handwerks pflog, und Jakob Barthold hatte zwar, als ihm der Meister brüßlich sein Verlangen ausgesprochen, ob der veränderten Lage, in die drüben sich die Verhältnisse umgestaltet, im Anfang seine Bedenken gehabt, war aber in Erinnerung an die glücklich dort verlebten Jahre mit sich dahin ins reine gekommen, daß er's wol versuchen und dem guten alten Meister seinen Willen tun könne. Kaum vierzehn Tage jedoch waren vorbei, daß der letztere mit seinem wacker dreinschlagenden Gesellen Jobbi auf's neue in der Werkstatt stand, — da raffte den wackeren Meister ein jäher Tod dahin. Auf noch nicht ganz volle dreißig Jahre hatte er sein Leben gebracht. Er hinterließ niemanden sonst als seine in ziemlich demselben Alter stehende Ehefrau, — ein lieber Sohn, den er mit dieser großgezogen, war, kaum zum Jüngling herangereift, ihm schon lang zum Grabe voraufgegangen. Auf den Wunsch der Meisterin blieb der erprobte Gesell, um in der Schmiede im Dienst derselben das Handwerk fortzutreiben. Und obgleich es ihm nicht leicht wurde, sich in der unter'm noch lang nicht verwischten Eindruck der Kriegsjahre sehr gereizten und verbitterten Bevölkerung wieder einzuwöhnen, so hielt er doch aus und verrichtete seine Arbeit unverdrossen wie zuvor. Er nam innigen Anteil an der besarten Frau, deren Gesundheit unter dem Schmerze um den Verlust ihres Mannes sichtlich litt, und die noch dazu seit Jahren von einem schweren Augenleiden heimgesucht war, das eine immer bedenklicher und gefährlicher Gestalt annahm. Einmal, noch bei Lebzeiten ihres Gatten, hatte sie schon die nicht kleine Reise nordwärts unternommen und bei dem Heiligthum der Nonnen zu St. Ottilia Linderung und Heilung gesucht; sie hatte brünstig gebetet und mit dem Wunderwasser, daß da droben fließt, die kranken Augen genetzt, aber umsonst die geheimnisvolle Wirkung gegen ihre Leiden

gläubig erhofft. Sie konnte nur schwer das grelle Tages- und Lampenlicht ertragen, und darum war ihr liebster Platz in jener Nische am Fenster, vor welchem draußen im Hofe ein par hohe, breitstämmige Nussbäume dämmeriges Dunkel spendeten.

Noch nicht ganz ein Mond war nun verflossen, daß man den Meister Elfinger zum letzten Schlummer gebettet. Neben den anderen, denen sein Hingang eine tiefe Wunde geschlagen, hatte dieses plötzliche Ende auch Rudolf Gerwald, von den Leuten im Dorf allgemein kurzweg „der Holzbauer“ genant, sehr schmerzlich berührt, — und so konnte denn nichts natürlicher erscheinen, als daß er sich nun noch enger, als es früher während der ersten Gesellenzeit desselben im Dorf schon der Fall gewesen, an den jungen Schmied angeschlossen und wie vorher dem alten, so jetzt dem neuen Meister aufrichtige und treue Anhänglichkeit bewies . . .

Der Ambos Klang, und das Herz des Meisters klopfte, — nicht durch die Wallung des Blutes durch die Anstrengung bei fleißiger Tätigkeit, — halb Scham, halb Zorn war's, was ihm die Seele bewegte, was zuweilen wie ein heißer, blitzschnell kommender und ebenso rasch wieder zurückweichender Strom vom Herzen nach Stirn und Wangen herausschoß, wie in jenen peinlich bangen Minuten, während welcher er am vergangenen Abend vor Helene Hegmar gestanden, — es rüttelte an ihm wie in Schauern heftigen Fiebers, daß er mit dem Hammer kräftiger und hitziger auf das glühende Eisen über'm Ambos hieb, — und dazwischen suchte es hindurch wie von einem sanften, weichen Gefühl, das vorher, Tage und Wochen vorher, in der Tiefe dieser Seele schon geschlummert und jetzt im Hin- und Herwogen, im wechselnden Widerstreit der anderen nur noch leise und undeutlich anklang wie eine Saite, die unbeabsichtigt der Bogen trifft, wenn er, von feuriger Leidenschaft geführt, im Sturm über das Instrument, dem sie angehört, hinsährt.

Sie hatte sich ihm heimlich in die Seele gelegt, diese Empfindung, kaum daß er das erstmal mit staunenden Augen die liebreizende Gestalt jenes Mädchens umschlossen; er hatte noch kein Wort mit ihr gesprochen, und doch war er von dem Zauber, der ihr Wesen umfloß, schon gefangen genommen, er hatte sie selbst bis dahin nur flüchtig gesehen, zuerst als sie eines Tags die Dorfstraße entlang an der Schmiede vorüberging, und dann war er einigemal drüben gewesen, in der Wirtschaft ihres Vaters, wo sie sich seinen Blicken, er konnte nicht wissen, ob mit Absicht, auch immer wieder schnell entzogen, — aber der Eindruck, den er von der Schönheit ihrer Erscheinung empfing, war stets ein stärkerer, nachhaltigerer gewesen. Und es war diesem Umstande zuzuschreiben, daß er, wenn sie ihm in ihrer geschmackvollen Kleidung hier auch nicht so berührend wie nur einmal vorher erschienen wäre, auf dem Kirchweihfest zuerst auf sie zutrat und vor allen anderen Mädchen gerade sie zum Tanze bat. Und demselben Umstande wieder, daß es ihm fast die Besinnung raubte, als sie ihn zurückgewiesen, — demselben Umstande, daß es sich in die Aufwallungen des Zorns und der Scham, die in seiner Seele mit einander wechselten, wie eine stille, sanfte Wehmut mischte, als wär ihm ein Glück, von dem er heimlich geträumt und das er unbewußt erhofft, plötzlich über Nacht entzissen . . .

Und wie denn nun Helene Hegmar dazu gekommen, dem jungen Meister eine Günst, die sie den anderen so freigiebig erwies, zu versagen? — Waren es nur die flüsternden Nachbarinnen, die sie darin bestimt, oder hätte es dieser garnicht bedurft, um ihre Entschließung in dieser Weise zu lenken? —

In der That, es brauchte keiner Beeinflussung von fremder Seite — Helene Hegmar würde von sich und so gehandelt haben, wie sie es getan.

Helene Hegmar hatte jeither den neuen Dorfschmied — und er war ihr in Wirklichkeit eine neue, fremde Erscheinung, weil sie während der Zeit, da er zum erstenmal als Gesell des Meisters Elfinger im Dorfe gewilt, fern von diesem gewesen — wenig beachtet, aber soviel wußte sie doch schon von seinen Lebensumständen, daß er beim Ausbruch des Kriegs das Dorf verlassen, um mit denen drüben über dem Rhein wider die Hüben zu kämpfen, und das war bei ihr genügend, um Mißtrauen und Haß, die man fast allenthalben im Orte ihm entgegenbrag, in ihrem Herzen in erhöhtem Grade gegen den sonst bescheidenen und stillen jungen Mann wachzurufen. Darin lag auch der Grund, daß sie ihm während der wenigen Stunden, die sie ihn dann und wann in der Herberge des Vaters gesehen, aus dem Wege gegangen war und es vermieden hatte, ihm den Trank hinzutragen, um nur kein Wort mit ihm reden zu müssen. Und sonder Zweifel fand dies alles bei ihr viel begreiflichere Erklärung als bei allen

übrigen, die dem jungen Meister unter anderen Umständen in derselben Weise begegneten.

Sie war in der Zeit, in welcher ein junges Menschenherz, und zumal das eines Mädchens, am empfänglichsten für äußere Eindrücke ist, nach Paris gekommen, sie hatte, im Hause einer wohlhabenden Verwandten lebend, den bestechenden Glanz und die berausende Lust des hauptstädtischen Lebens nicht bloß gesehen und sich anwehen gefühlt, sondern auch in vollen Zügen in sich aufgenommen und sie lieben gelernt, also noch in ganz anderem Sinne, als ihre engeren Landsleute französisches Wesen auf sich wirken lassen, — sie war aus dem entzückenden Traum, den sie in dieser schönen Wirklichkeit, eben mit der frischen Lebhaftigkeit und all der heimlichen Schwärmerei eines jungen Mädchenherzens träumte, durch den Lärm des beginnenden Kriegs emporgerissen worden, und sie hatte das Wutgeschrei gehört, mit welchem man sich dem Feind entgegenstürzte, sie war Zeugin gewesen des Schmerzes und verzweifelten Zorns, die ihr auf allen Gassen entgegentraten, als sich das Glück, wie niemand erwartet, an die Fahnen dieses Feindes gefestet, sie hatte diesem Schmerz und Zorn unbewußt auch im eigenen Herzen Raum gegeben, — sie hatte es endlich gesehen, wie die Gräuel der Revolution die Hauptstadt verwüsteten, ihre Säulen und Paläste in Trümmer stürzten und die Straßen mit Blut tränkten, sie war den Gefahren, die sie dabei tagtäglich bedrohten, endlich entkommen, nachdem sie vorher alle Schrecken und Entbehrungen erlitten, die die Residenz heimsuchten, während der Feind belagernd vor den Thoren stand, und kaum in die Sicherheit des elterlichen Hauses zurückgekehrt, hatte sie erfahren müssen, daß der einzige, von ihr mit besonderer Zärtlichkeit geliebte Bruder, vor diesem Feinde im Kampfe gefallen war, — was Wunder, daß sie nach alledem einen glühenden Haß wider alle, die auf des letzteren Seite gestanden, in ihre tiefste Seele eingejogen, wie begreiflich, daß, als sie nur erst andeuten gehört, wie der nun ins Dorf zurückgekehrte Schmied unter diesen einer gewesen, ihre Meinung über ihn entschieden war. Ja, Jakob Barthold hatte recht gesehen, als er in dem Blicke, der ihn beim Kirchweihfest im Sale der Dorfschenke beschämt und verwirrt von ihr zurücktreten ließ, offenen Haß, unzweideutige Verachtung wider sich gelesen — sie haßte, sie verachtete ihn . . .

Der letztere konnte freilich nur ahnen, worin diese plötzlich gegen ihn an den Tag getretene Abneigung des schönen Mädchens ihren Grund hatte, indem er dieselbe mit dem Benennen der übrigen Dorfbewohner seit seiner Rückkehr ihm gegenüber in Verbindung brachte; welche besonderen Wurzeln sie im Herzen Helene Hegmar's hatte, davon wußte er nichts. Aber es erfüllte ihn mehr und mehr mit einer tiefen Schwermut und verstimte ihn gegen seine ganze Umgebung, daß er die Feindseligkeit der letzteren wider sich gerade nun auch in der Weise hatte ausgedrückt finden müssen, wie es eben bei der ihm von der Tochter des Traubenvirts widerfahrenen Abweisung geschehen. Er vermied es daher auch, an den jenem Abende folgenden Tagen andere Gesellschaft zu suchen, als sie ihm der Betrieb seines Handwerks zuführte, und wenn er, einer nochmaligen Rückkehr zum Kirchweihfest durchaus widerstrebend, an diesem Tage noch bis nahe an Mitternacht still und für sich allein gerade in dem freundlichen, sauberen Wirtszimmer der „goldenen Traube“, im einsamen Groll ein Glas nach dem anderen hinabschlürfend, gesessen, so betrat er in der nächsten Zeit nie wieder die Schwelle desselben, weil sich seiner eine tiefgehende Verbitterung ganz besonders gegen dieses Haus bemächtigt hatte. Einmal, als ihn Geschäfte an demselben vorbeiführten, war Helene hinter den weißen Vorhängen an einem der Fenster gestanden und hatte, still vor sich hinlächelnd, auf die Straße herausgeschaut, — da hatte er, wie er merkte, daß es ihm wieder heiß um die Wangen schoß, die Augen niedergeschlagen und war rascheren Schrittes weitergegangen.

Am einem Sonntag — es war der zweite nach dem Kirchweihfest — trieb es ihn hinaus in die Berge. Lag doch das volle Sonnengold so hell und leuchtend über ihnen, und blaute es doch warm und duftig aus den tiefen Talspalten, daß es das träumende Herz ankam, als webe und spiele es da draußen wieder vom Lenz. Und es war doch ein Oktobertag, freilich einer von jenen, in denen ein so wunderbarer Reiz über der Natur liegt, wie kaum irgendwann sonst im ganzen Jar.

Durch Tannen- und Buchenwald schritt er bergan. Dicht hinter dem Dorfe empfing ihn das laute Rauschen und Tosen des Wildbachs, der in munterem Lauf von den Höhen herabkommt und unten, wo sich diese in die Thalniederung absenken, quirlend

und schäumend in den Rädern der Sägemühlen umherspringt, die sich ein Stück den Wald hinauf aneinanderreihen. Ungeheure Scheiten von Buchenholz, die fast überall am Wege aufgeschichtet stehen, ließen die Blicke des stillen Wanderers nach den Holzfallern ausschauen, deren Aelte hier sonst allenthalben fröhliches Echo wecken, und deren Härte, feste Schwellen nach Art einer unendlich langen Stiege, er unweit zwischen den mächtigen Stämmen bis weit den Berg hinauf vor sich liegen sah. Die kräftigen Männer freilich, die an anderen Tagen, von einer Schwelle zur anderen mit aller Anstrengung die Füße einstemmend, damit die schwere Last hinter ihrem Rücken nicht mit ihnen ungestüm zu Tale saust, in ihren Schlitten das hochaufgeschichtete Holz herabführen und, während ihnen der Schweiß aus allen Poren bricht und der glühende Atem sich in tieferen Jügen aus ihrer Brust emporringt, die unbeholfenen Harzzeuge wieder den Berg hinauf zerren, waren heute nicht zu sehen, — auch sie hielten Sontagsruh. In der Nähe nur bemerkte man ein Stück schwarze, berußte Erde mit einigen halbverbrannten Wurzelstöcken, — hier mochten sie gestern noch beim Mal um ein lustiges Feuer beisammen gefessen haben.

Vielleicht war's dem jungen, langsam höher steigenden Meister gerade recht, daß heute kein Mensch in der Nähe war, der ihn in seinen stillen Gedanken hätte stören können, die ihm kamen und gingen, wie die lustigen Schatten, welche, weil die Sonne über den Baumriesen stand, neben ihm bald in dieser, bald in jener Richtung herhuschten; vielleicht aber war's ihm desto größere Freude, als sich tief, tief im Walde girender Ton der Holztaube erhob, — er blieb wenigstens, aufmerksam hinhorchend, eine Weile stehen und es ging wie ein zufriedener Zug, als er bis dahin darin gelegen, über sein beim mühevollen Anstieg höher und höher errötendes Gesicht. Er weitete, lang und langsam Atem holend, die Brust kräftig aus und sog den würzigen Harzduft, der ringsum aufquoll, mit Entzücken hinein.

Dann aber, als er zögernd den Fuß weiter setzte, legte es sich wieder trüb und finster über sein Antlitz: vor ihm stiegen ein par wildzerklüftete Mauern von grauem Granit zwischen den Tannen empor, hohe Farrenkräuter wucherten dazwischen hinauf, und oben lief vielverschlangeltes Ephemengerank über das verwiterte und zerrissene Gestein hin. Es mußte wol von dem schwermütigen Eindruck kommen, der ihm aus diesen abenteuerlichen Gebilden entgegentrat, daß sich seine Züge immer mehr

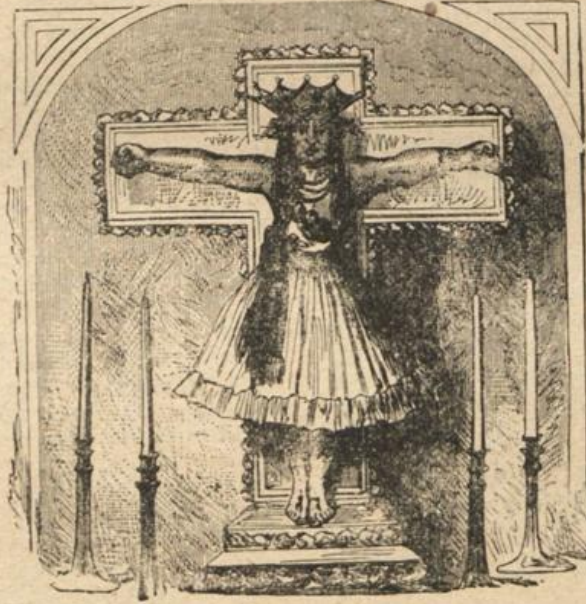
verdüsterten und er wieder schwer aufatmend und den Kopf in beide Hände stützend, sich auf einen der Felsblöcke niederließ.

Aber er saß nur Augenblicke, und wie er jetzt rascher und energischer, als wolle er keine trübe, verzagte Stimmung dauernd in sich aufkommen lassen, weitersschritt, heiterte sich auch sein Antlitz schnell wieder auf, denn der Weg wurde breiter und freundlicher, die „Bildstöcke“ — kleine Stäbe mit Heiligenbildern —, die in kurzen Zwischenräumen zur Seite standen, bedeuteten ihm, daß er sich auf mehr begangenen Pfad befand, als der gewesen, auf welchem er bis jetzt über höckerige Wurzelknollen und hartes, felsiges Geröll bergauf gekommen — glänzendes Steineichengestrüpp überkleidete den Boden und dazwischen schoß rotschimmerndes Haidekraut in weiter Fläche auf, — vor ihm lichteten sich die hohen Stämme des Forstes, und wärmer und heller hereinspielende Sonnenlichter kündeten, daß er der Stelle nahe war, wo der dämmerige Wald sich auftrat.

Wie Jakob Barthold bald bemerkte, daß der breitere Weg sich tiefer in's Dunkel des Waldes hineinbog, lenkte er seitab auf einen engen Pfad, der in schärferer Steigung zwischen dichtem niederen Gestrüpp höher hinaufführte. Jener mochte weiter im Walde fort nach irgend einer Wallfahrtsstätte laufen, dieser brachte den Wanderer ohne Zweifel zu einem aussichtsreichen Punkte empor. Aber nachdem er ein Stück auf diesem engeren Pfade gegangen und er wirklich auf eine freie Höhe hinaustrat, fühlte er sich zunächst doch enttäuscht; denn er hatte eine freie Bergkuppe erwartet, von der man rundum in's Land weiten Ausblick zu halten vermöchte, über Dörfer und Städte und fernher blauende Höhen, — statt dessen befand er sich auf einem größeren Vorsprung des Berges, der, in mäßig weitem Halbkreis vom Wald umschlossen, die Trümmer einer alten Burg auf seinem Rücken trug und nur nach der einen offenen Seite hin Ausschau zu halten vergönte.

Doch es lohnte der Mühe, daß er durch jenen kleinen Weg und die Pichtung des Waldes sich hatte hier herauslocken lassen; denn kaum, daß er die Höhe völlig erklimmen, und sie nach der Richtung hin, wo sie in die klare, reine Luft hinausjah, umschritt, tat sich vor ihm ein in seiner Art außerordentlich reizvolles Landschaftsbild auf.

(Fortsetzung folgt.)



Kruzifix in der Kirche von Kompabato. (Seite 56.)

Die Zweckmäßigkeit in der Sternenwelt.

Von P. Köhler.

Im Wesen der vorurteilsfreien, unabhängigen und von keinerlei Nebenabsichten diktierten Forschung liegt der heiße Drang, die Erscheinungen der Welt als mechanische Vorgänge erklären, als streng gezehmäßige, unserm Verstande verständliche, als mechanische Wirkungen von mechanischen Funktionen der unvergänglichen Weltmaterie, ihrer Kräfte und Zustände hinstellen zu können.

Nachdem in diesem Jahrhundert der menschliche Geist in der Person Darwins und denen seiner Nachfolger das mechanische Wesen der Entwicklung und Hervollkommnung der Formen und Wesen der Tiere und Pflanzen ertant und dadurch der teleologischen Philosophie einen so furchtbaren Stoß versetzt hat, daß das ganze vieltausendjährige Gebäude des religiösen Glaubens in seinen Grundfesten erzitterte — da war das Signal für einen allgemeinen Vormarsch auf der ganzen Linie der Naturwissenschaften gegeben und für

die neue Fortsetzung des alten Kampfes, dessen schließlicher Ausgang der totale Zerfall aller teleologischen Philosophie und Theologie sein wird.

Das teleologische Problem, die Frage nach der Herkunft der Zweckmäßigkeit in der Welt, war das wissenschaftliche Palladium aller jener Elemente, welche nicht Selbstständigkeit der Menschengeister, sondern Unterwerfung derselben unter die „Autorität“, nicht Freiheit, Licht und Wahrheit, sondern Knechtschaft, Finsternis und Verwirrung brauchen, war der letzte Hort der wissenschaftlich auftretenden Reaktion. Und der aufrichtige Forscher selbst hatte den störenden, lähmenden Einfluß jener Hauptfrage bei seinen Arbeiten zu empfinden, obwohl so mancher, den waren Sachverhalt ahnend, von der tatsächlichen Holheit und Unwahrheit der teleologischen Spekulationen überzeugt gewesen sein mag.

Indessen war und ist nun aber eine gewisse und zwar allge-

mein verbreitete Zweckmäßigkeit nicht zu leugnen; sie besteht als eine Tatsache, nicht nur als Denkresultat in uns, „relativ“ und bedingt, sondern außer uns als reale Erscheinung, und keinem Vernünftigen ist es je eingefallen, sich dagegen die Augen zu verschließen. Die organische, für die Erhaltung der Individuen oder der Gattung fast durchweg gut geeignete Ausrüstung der Tiere und Pflanzen ist befannt. Doch wies der Widerspruch, daß die Welt im einzelnen zweckmäßig, im ganzen zwecklos, ja zweckwidrig ist, schon darauf hin, daß die Zweckmäßigkeit im einzelnen nicht zu Gunsten eines teleologischen Weltprinzips, einer „allwaltenden Vernunft“ gebedeutet werden durfte. So — beispielsweise — mußte es höchst widerspruchsvoll genant werden, daß die von einer allmächtigen Intelligenz beabsichtigte und geschaffene Zweckmäßigkeit nicht bald diejenige Ausdehnung besitzt, um das fortwährende gegenseitige Aufressen innerhalb der Tierwelt, den Menschen mit inbegriffen, zu verhindern, und die Ernährung der Organismen auf andere, weniger schmerzliche, weniger unharmonische Weise zu ermöglichen. Nicht minder schreiend war der Widerspruch, daß die Welt der Organismen von einem gütigen und allweisen Geist nur darum so kunstvoll konstruiert worden wäre, um schließlich ein Raub der Kälte beim weiteren Erkalten unserer Weltkörper zu werden, welcher Wandel in den kosmischen Zuständen so gut eine festgestellte Tatsache ist, als jene Zweckmäßigkeit.

Bei genauerer Untersuchung der speziellen Zweckmäßigkeiten und des Bereiches der Zweckmäßigkeit überhaupt ergibt sich indessen, daß überall, wo eine Vereinigung von Stoffen, Kräften oder Bewegungen als ein dauerndes Ganzes, als einheitliches System erscheint, das aber als solches gleichwohl durch äußere oder innere Vorgänge zerstört und aufgehoben werden kann — daß jedes derartige System stets mit denjenigen inneren und äußeren Erfordernissen ausgerüstet ist, welche hinreichen, um dasselbe bei gewöhnlichen Umständen vor Zerstörung von Seiten äußerer oder innerer Einflüsse eine Zeit lang zu bewahren, resp. den zeitweisen Bestand zu garantieren. Die Stämme der Bäume sind unten an der Wurzel um so viel dicker als oben und von solcher Festigkeit, um die Bedingungen der Widerstandsfähigkeit für gewöhnliche Verhältnisse zu erfüllen, während für außerordentlich heftige Stürme jene Widerstandsfähigkeit nicht genügt. Der Tiger besitzt alle Eigenschaften, um sich selbst zu erhalten im reichsten Maße: schärfste Sinne, größte Gewandtheit, Kraft; jedoch gegenüber der Wirkung einer wolgezielten Büchsenkugel ist seine Konstitution nicht zweckmäßig genug.

In jenem unscheinbaren, von niemand bestrittenen Satze nun, daß das Zweckmäßige nur Aussicht hat, sich in einem Chaos feindlicher, störender und vernichtender Einflüsse zu erhalten, hingegen alles in Beziehung auf diese Einflüsse Unzweckmäßige mit Notwendigkeit früher oder später untergehen muß, ist eins der fundamentalsten Erkenntnisse unserer Naturwissenschaft enthalten und in ihm liegt zur Hälfte die Lösung des teleologischen Problems. Bergegenwärtig man sich die gemeine Tatsache, daß jedes System, jede Vereinigung von Stoffen durch innere oder äußere Vorgänge alteriert, wie auch zerstört werden kann, so erscheint es als natürliche Bedingung, daß alle derartigen zerstörbaren Vereinigungen, die wir tatsächlich als fortdauernd existierend in der Welt antreffen, mindestens mit denjenigen Organen und Eigenschaften ausgestattet sein müssen, welche all jenen Vorgängen gegenüber für gewöhnlich die Fortdauer ermöglichen.

Diese Organe und Eigenschaften werden um so komplizierter, mannigfacher, vielseitiger anzutreffen sein, je komplizierter, mannigfacher und zahlreicher die Einflüsse sind, welche die Fortdauer eines solchen Systems gefährden. Und um so einfacher werden im allgemeinen die schützenden Einrichtungen der Systeme sein dürfen, je einfacherer Natur und geringer an Zahl die störenden Mächte selbst sind.

Die ganze Welt, soweit Zweckmäßigkeit zu beobachten, zeigt nun wirklich diese Regeln. Für die organische Natur bilden die Menschen und Tiere, also die bestens ausgerüsteten Wesen selbst, einen wichtigen Teil der gefährlichen und zwar die allergefährlichsten Faktoren, und daher sehen wir auch in der organischen Natur die Zweckmäßigkeit am vollständigsten ausgebildet. In dem wilden, vom ersten Beginn des organischen Lebens an geführten Kampfe zwischen den verschiedenen sich gegenseitig verfolgenden, verbrauchenden Organismen konnten sich nur die befähigten, zur Existenz geeigneten Geschlechter in unsere Gegenwart herüberretten, während alles Unzweckmäßige oder nicht genügend Zweckmäßige untergegangen ist.

Es ergibt sich hieraus zur Evidenz, daß das Vorhandensein aller, selbst der höchsten Zweckmäßigkeit in der Natur zur Hälfte das Schlussergebnis eines einfachen, rein mechanischen Prozesses ist, bei dem auch nicht die Spur von Beteiligung weder einer panteistischen, noch einer monoteistischen Weltvernunft erkennbar wird. Gelingt es nun noch der Naturwissenschaft, das Entstehen organischer und anderer Gebilde des Stoffes, wie deren Veränderung im allgemeinen, das Wachsen und die Vererbung im besonderen als mechanische Wirkung der unzerstörbaren Materie und ihrer Eigenschaften, vielleicht der chemischen und physischen Anziehung, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. zu erklären — in welcher Richtung in unserm Zeitalter die größten Fortschritte gemacht wurden — so sind die größten Wunder der Natur auf die einfachen Sätze der Mechanik, der Lehre von der Wirkung und Gruppierung der Materie, zurückgeführt.

Als bloß vorübergehende Gestaltungen des Stoffes müssen auch jene großartigen Systeme aufgefaßt werden, auf deren Gliedern bei geeigneter Temperatur die kleineren Systeme: die Organismen wuchern und wachsen: die Weltkörpergruppen, und auch diese müssen, da sie als solche nicht für unzerstörbar gelten können, diejenigen Erfordernisse aufweisen, welche ihren zeitweisen Bestand garantieren, allerdings nach Maßgabe der in der Natur der Sache liegenden, oben von uns erkannten Regeln.

Aber es ist kein zweites Gebiet in der Natur, in welchem uns die elementare Zweckmäßigkeit so schön und vollkommen erscheint, als in der über alle Begriffe erhabenen Sternenvelt. Selbst bei mehr als oberflächlicher Betrachtung muß der scheinbar ewige und ebenmäßige Wechsel der kosmischen Veränderungen in uns den Begriff einer hohen Ordnung und Harmonie erzeugen. Wie ein gewaltiges kunstvolles, nie fehl gehendes Uhrwerk — so erscheint uns das Weltall mit seinen Sonnen- und Planetensystemen und man braucht nicht gerade der unwissende Naturmensch vorliterarischen Zeiten zu sein, um vor so viel augenscheinlicher Vernünftigkeit in der Welteinrichtung in die rettenden Lächer des Teismus zu flüchten. Es ist vielmehr auch vom Standpunkt des oberflächlichen oder einseitigen Dogmatikers unserer Zeiten fast gerechtfertigt, in Ermangelung einer wissenschaftlichen Erklärung für jenen großartigen Mechanismus einen allgewaltigen Meister anzunehmen, der ihn gefertigt und in Gang gesetzt habe. Wenn der berühmte Astronom Mädler im Jahre 1830 dichtet:

Auch mir hast du gewärt hineinzubilden,
Wie du den Sonnen zeigtest ihre Bahn,
Mit ihrem Glanz die Erden zu erwidern
Im unermessnen Himmelssojean.
Und Monde sah ich um Planeten rücken
Nach weisem, ewig unverrückten Plan

so gibt das ein Beispiel, daß selbst namhafte Forscher vor der Gewalt der teleologischen Rätsel in religiöse Andacht versinken konnten — übrigens eine Erscheinung, die in kulturhistorischer Beziehung aller Beachtung wert ist. Es liegt uns hier einer jener geistigen Prozesse vor, die in frühern Zeiten zur Entstehung des Gottesglaubens am meisten beigetragen haben. Jederzeit mußten die sichtbare Harmonie im Weltall, die Zweckmäßigkeit unsers Körpers und dergleichen Warnemungen umso mehr zur Annahme von persönlichen Göttern führen, je weniger der Mensch befähigt war, sich die Wunder der Natur anders zu erklären, und noch heute gerät der denkende Mensch in eine schwierige Lage, wenn er über die Welt ins klare kommen will, one weder aus sich selbst, noch durch die Hilfe der Vor- und Mitwelt in den Stand gesetzt zu sein, das gründlich beweisen zu können. Nichts ist alsdann schlechter angebracht, als Einseitigkeit und Schwäche, wenngleich vor dem Glauben dann oft einzig und allein die Hoffnung auf bessere Zeiten schützen kann.

Eine solche bessere Zeit ist nun auch in betreff der Zweckmäßigkeit in der Sternenvelt angebrochen. Der mächtige Impuls der Darwinischen Revolution in der Biologie zum Fortschritt auf fast allen Gebieten des Wissens hat auch die astronomische Physik ergriffen. Zwar ist schon vor der Darwinischen Epoche erkannt worden, daß die gegenwärtige Verfassung der Sonnensysteme das Resultat einer langen Entwicklung ist; ja schon bei Kant finden wir Versuche, die Harmonie der kosmischen Bewegungen als Endresultat mechanischer Vorgänge zu erklären. In der Vorrede zum zweiten Teil seiner allgemeinen Naturgeschichte des Himmels (Ausgabe 1799 I) entrollte er ein Bild der Weltentstehung, — freilich nur ein Phantasiebild, da seine Annahmen und Hypothesen teils one reale Unterlagen, teils falsch waren — welches deutlich genug zeigte, in welcher Richtung die Lösung des Problems der

siderischen Zweckmäßigkeit gesucht werden konnte; auch behauptet er Seite 358 daselbst ausdrücklich, daß der Zustand, bei dem die Umläufe der Materie „nach einer Richtung und in parallel laufenden Kreisen, in freien Zirkelbewegungen“ geschehen, der „Streit und der Zusammenlauf der Elemente“ gehoben ist, sowie „der Zustand der kleinsten Wechselwirkung“ die „natürliche Folge“

sei, „darein sich allemal eine Materie, die in streitenden Bewegungen begriffen ist, verzeret“. Jedoch blieben die kosmologischen Hypothesen Kants auf die Entwicklung der Naturwissenschaften ohne hervorragenden Einfluß — das aus vielen herausgegriffene Beispiel Mädler's mag hier als Beweis genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Niedersächsisches Bauernhaus. Die „Däle“ (Diele) (Zlustr. Seite 48.) Wenn der Wanderer die üppigen Fluren Dithmarschens betritt, auf deren fetten Wiesen tausende von Rindern weiden (auf der üppigen Halbinsel Eiderstedt ernähren sich jährlich 50 000 Stück Hornvieh), so sieht er inmitten der belebten Fläche hier und da die spizen Giebel von Gebäuden hervorragend, in denen der Marschbewohner, der Besitzer dieser Weiden, haust. Manchem unserer Leser wird die Physiognomie eines derartigen Hauses bekannt sein, denn man trifft ähnliche Gebäude auch in Mitteldeutschland wie im übrigen Norden Deutschlands. Hergestellt in Holzkonstruktion, deren Fächer mit Ziegelsteinen ausgefüllt sind, läßt man oft die Backsteine in ihrer roten Naturfarbe, streicht die Fugen mit weißem Kalk aus und färbt das Holzwerk grün, während man das Dach mit Stroh deckt. Dazu der unvermeidliche Storch auf dem einen Giebel des Hauses und die zwei sich kreuzenden, plump in Holz geschnittenen Pferdeköpfe als Bekrönung des anderen Giebels, und das bekannte Bild ist fertig. Das heißt von außen, denn im Innern dürften nicht alle äußerlich dem niederdeutschen Bauernhause gleichenden Gebäude des deutschen Landmannes den Charakter aufweisen, wie ihn uns das Innere des ersten auf unfrem Bild zeigt. So hartnäckig der Marsche an seinen alten gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen hing, so hartnäckig hängt er heute noch an seinen persönlichen Gebräuchen. Seine politische Selbstständigkeit hat man ihm zu nehmen vermocht, aber sein Heim hat noch die Gestalt wie sie vor hundert Jahren bei seinen Vätern üblich war. Den größten Teil des breiten und langen Wohnhauses bewohnen die Pferde und das Rindvieh, deren Ställe sich längs der Hauswand hinziehen. Dazwischen befindet sich die durch unsere Illustration vorgesehene Diele, deren Fußboden aus geglättetem Ton oder Lehm bestet und auf welcher gedroschen, Flach geheselt, Häckel geschnitten und dergleichen ländliche Arbeiten verrichtet werden. Mit dem Raum, der sich im Hintergrunde des Bildes zeigt, beginnt der von Menschen bewohnte Teil des Hauses; man nennt diesen Vorraum plattdeutsch „de Flet“ oder „de Howand“, weil hier höhere Wände als in der Diele sind. Die in der Hinterwand sichtbaren Türen führen nach „der besten Stube“, der Wohn- und Schlafstube und zur Küche. Ein wichtiger Raum ist das Vorhaus oder die „Flet“. Hier werden nicht nur die verschiedensten häuslichen Arbeiten verrichtet, an den Wänden hin laufen Leisten, die Kaffeelannen, Krüge, große Zinnteller, blanke messingne Schüsseln festhalten, Geschirr, dem meist nur bei Familienfesten die Ehre des Gebrauchs wird. Daneben oder unter ihnen paradieren die alten Familienerbstücke als Kleiderkästen, Glaschrank und Wandchränke, und um vollends die hervorragende Bestimmung dieses Raumes hervorzuheben, ist in der Mitte, von allen Seiten des Hauses sichtbar, die große Wanduhr aufgestellt, die jeden Bewohner zur Tätigkeit mahnt. Die Fläche der Wand ist mit hellblau bemalten weißen Tonfliesen belegt, der Fußboden ist gepflastert oder in einer Art primitiven Mosaik hergestellt, die darin besteht, daß man in den weichen weißen Lehm gewöhnliche Kollkiesel nach bestimmten Mustern eindrückt und eintrocknen läßt. Ueber das ganze Haus zieht sich der Boden hin, der bestimmt ist, einen Teil der Getreide- und Heuernte aufzunehmen. — Dieses Gebäude bildet den Mittelpunkt der Besitzungen eines niedersächsischen Bauern, die Scheune, der Brunnen, die Tränke und dgl. liegen in einiger Entfernung davon, die Felder ziehen sich zwischen den Gebäuden hindurch ins Freie hinaus und zwar so, daß das Gemüseseld zunächst liegt, diesem die Wiese, das Kornfeld und die Waldung folgt. Das ganze ist von Erddämmen, grünen Hecken oder breiten Wassergräben eingefast. Für Fußgänger ist der Eintritt durch ein hölzernes Pörtchen, Pferde und Wagen haben ihre Einfahrt beim „Hofe“, wie der vorhin genannte Gebäudekomplex in seiner Gesamtbearbeitung heißt. So geräumig das einzelne Gehöft ist, so ausgedehnt sind auch die Dörfer, indem sich der Grund und Boden jedes Bauern um seine Wohn- und Stallgebäude gruppirt. — Neuerdings haben nun zwei berliner Architekten, Ebe und Benda, Pläne angefertigt — und auch in Berlin und München ausgestellt — zu einem deutschen Dreifensterwohnhaus mit dem Motiv der altdeutschen Diele. Hauptprinzip der beiden Künstler war, dem wohlhabenden Bürger einer deutschen Großstadt, der nicht in der Lage ist, sich eine eigne Villa zu bauen, zu kaufen oder zu mieten, ein Familienheim zu schaffen, in dem er unbelästigt von dem Straßen-geräusch der Großstadt nur im Verein mit den Seinen seine Ruhestunden verbringen kann. Um diesen Zweck zu erreichen, wird aber dem Architekten vollständig genügen, wenn ihm in der Tiefe ein genügend großer Raum zur Verfügung steht, da dieser ihm nach der ganzen Anlage des Gebäudes den sonst so oft in der Frontbreite mangelnden hinlänglich ersetzen wird. Die Fassade hat drei Fenster Front, ist ca. 14 Meter lang, recht geschmackvoll im Stil der deutschen Renaissance angeführt, und zeigt einen viel einladenderen Charakter als die meisten unserer Mietskasernen. Vor dem Hause ist ein kleiner Garten; zu dem hohen Parterre führt eine steinerne Treppe rechts in die Flur, von der aus man in den vorderen Hauptraum, die „Diele“, gelangt.

Als Versammlungsort der Familie und als Empfangsraum für Fremde ist dies denn auch der Hauptraum des ganzen Hauses, in dem man allerdings wegen seiner geschmackvollen und reichen Ausstattung die „Diele“ des niedersächsischen Bauernhauses kaum wieder erkennt. Nebenan, nach vorn, ist das Herrenzimmer, nach hinten durch einen freien großen Eingang — der durch eine Portiere abgeschlossen werden kann — mit ihr verbunden ist der gleichfalls reich decorierte Speisesaal, an den sich links und rechts verschiedene kleine Kabinette und nach hinten der Wintergarten anschließen. Ist das Untergeschoß für die Küche nebst Zubehör bestimmt, so dient das Obergeschoß in seiner vorderen Hälfte im Bodensfenster der Frau, in seiner hinteren, die von ersterer durch einen Korridor getrennt ist, durch einen großen Mittelraum, als Schlafzimmer, dem sich rechts die Haupttreppe, links mehrere kleine Appartements anlegen. Ist nun dies alles durch seine Ausstattung von der ursprünglichen germanischen Wohnung himmelweit verschieden, so merkt man doch an seiner Anlage, daß dem ganzen der Gedanke dieser zugrunde liegt, nur daß dieses Haus mit allen Mitteln und entsprechend dem Komfort und den Bedürfnissen der Neuzeit angelegt und ausgestattet ist. Schon, daß man in dieser Wohnung ein schönes geräumiges Schlafzimmer findet, das ja heute nur allzuoft, ja meist, zu Gunsten des höchstüberflüssigen „Salons“ oder der „guten Stube“ in einen ungenutzten Winkel verlegt wird, ist beachtenswert und verdient Nachahmung. Freilich gibt es viele, die mit den Bauern aus den Marschen nicht allein ihre politische Selbstständigkeit — die konnten sie nicht verlieren, weil sie dieselben nie besaßen — sondern auch ihre früher üblichen, wenigstens geräumigen Wohnungen verloren haben und die vorerst noch wenig Aussicht haben, ein Heim ihr eigen zu nennen, das nach den oben genannten Plänen angeführt und eingerichtet wäre. Bei fleißigem Streben dürfte jedoch die Erreichung dieses Zieles auch nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, vor allem, wenn sich die Strebenden an der Ausdauer und Fähigkeit der Dithmarschen ein Beispiel nehmen.

art.

Engpaß von El Kantara mit der Römerbrücke. (Bild S. 49.)

Fast über die ganze „alte Welt“ sind die Spuren einstmaliger Römerherkunft verbreitet. Wir selbst haben ja neben der wichtigen Erbschaft des „römischen Rechts“ so manch anderes Stücklein von den einst so gefürchteten Weltbeherrschern übernommen, das teils als Denkmal jener Zeit seit langem sichtbar ist, teils aber auch als Antiquität zufällig dem Boden entrissen wurde und noch wird. Bedeutend ist die Wertsumme der von Menschenhand errichteten Werke jedenfalls, die in den Kriegszügen der alten Roma der Vernichtung anheimfielen, aber immerhin repräsentieren die von den Siegern aufgeführten Gebilde einen nicht minder großen Wert. Von den letzteren ist eines auf unserem Bilde sichtbar. Von Konstantine, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Algeriens, fährt eine Poststraße nach dem in der Palmenoase El Kantara gelegenen Biskra, das sich in etwas unklaren Umrisen im Hintergrunde zeigt. Dieser Verkehrsweg führt durch den einzigen Paß, der das Auresgebirge unterbricht und in dieser Gegend die Verbindung zwischen der Sahara und dem nördlichen Teil der Provinz Konstantine herstellt, und an dessen nördlichen Eingang der hier gleichfalls seinen Weg nehmende Fluß Kantara von einer Brücke überbaut ist, welche den alten Römern ihre Entstehung verdankt. Dieses Werk sowohl, wie auch die von ihren Erbauern in den Felsen angelegten Wasserleitungen sind von den Arabern in gutem Zustand erhalten worden, so daß sie noch heute funktionieren können. — Biskra, eine Stadt mit einigen tausend Einwohnern, liegt am nördlichen Rande des Tiefbeckens von Wargla, das auch mit dem Namen der algerischen Sahara bezeichnet wird. Ein großer Binnensee, der einst das Becken füllte, ist allmählich ausgetrocknet, und heute sind es nur noch einige kleinere, 9—180 Quadratmeilen große Seen, die sich dort zeigen, die aber auch nur im Winter einen Wasserstand von 1 Meter Höhe haben und im Sommer meist ausgetrocknet sind. Außerdem ist diese Tiefebene reich an Quellen und Oasen, vor allem finden sich aber diese am Fuße der algerischen Gebirge, die terrassenförmig nach der Sahara zu absteigen. Seit der französischen Eroberung hat man diese Oasen noch künstlich zu vermehren gesucht, indem man durch artesische Bohrungen Bewässerungen herstellte. Der Einfluß der europäischen Kultur, welcher sich hier auf die Bodengestaltung geltend macht, zeigt sich nun auch in Biskra selbst. Neben den alten arabischen Sitten macht sich hier europäisches Leben und Treiben geltend, und ziet man in Betracht, daß hier nicht allein wandernde Tuaregs ihre Zelte aufschlagen, sondern daß sich sogar in der Nähe des französischen Nordteils eine Negerkolonie gebildet hat, deren aus Kofur und Dattelzweigen hergestellte kegelförmige Hütten neben den Gebäuden der Europäer einen recht primitiven Eindruck machen, so gewinnt das Ganze mit seinen mehr als hunderttausend Dattelpalmen einen recht malestischen Charakter und mag sehr wol geeignet sein, der aus der öden

und tolen Wüste kommenden Wanderer heiter zu stimmen und die erlebten Strapazen und Beschwerden vergessen zu machen. — Die Tänzerinnen, welche in den Kaffeehäusern, die in Biskra sehr zahlreich vertreten sein sollen, ihre Künste öffentlich zur Aufführung bringen, dürften zur Erheiterung auch ihr Teil beitragen. Das malerische Bild, welches sich hier dem Auge bietet, war nun zu jener Zeit, da sich die Römer hier ihren Weg bahnten, allerdings nicht zu schauen — bei den alten Eroberern handelte es sich auch weniger darum, irgend welcher Schönheit ansichtig zu werden, als um die Unterwerfung fremder Völkerschaften und um die Kuzbarmachung ihres Landes in politischer und kommerzieller Beziehung; genau wie bei den nach Eroberung lebenden Staaten von heute noch, die sich an ihren römischen Vorgängern ein Beispiel nehmen sollten, wie schnell die Herrschaft zerfällt und wie dann nur der kleine Kern ihrer Bemühungen, die wirkliche Kultur, die diese Staaten hervorgebracht, das Lebensfähige abgeben, das sich für längere Zeiträume Dauer erwirbt und auch den spätern Geschlechtern Nutzen bringt.

Kruzifix in der Kirche von Kombapata. „Wie der Mensch, so sein Gott“, dies weitbekannte goethe'sche Wort wird recht treffend illustriert durch das Bild auf Seite 53. Was hat man sich nicht seit der Eroberung Perus durch die Spanier für Mühe gegeben, die dortigen Eingebornen vermittels des Christentums zu zivilisieren, aber selbst die raffiniertesten Vertreter desselben, die Mitglieder der „Gesellschaft Jesu“ sind nicht imstande gewesen, das Unmögliche möglich zu machen, d. h. ihre Missionsobjekte im Handumdrehen aus dem Sumpf der Unkultur zu den Höhen europäischer Zivilisation emporzuheben. Die Fortentwicklung des Einzelmenschen kann sich immer in bestimmten Grenzen bewegen, die auch unter den günstigsten Umständen nicht überschritten werden können, und ebensowenig wie die gesamte Menschheit mit einem Sprunge aus dem Urzustande heraus und in den jetzigen Zustand hineingelangen konnte, ebensowenig wird dies der heute noch lebende Bewohner der australischen und südafrikanischen Urwälder fertig bringen können. Etwas Ähnliches möchten aber die zustande bringen, welche in ihrem angeblich zivilisatorischen Eifer für alle neu entdeckten wilden Volksstämme, ganz gleich wie deren Geisteszustand beschaffen ist, das Christentum als unfehlbares Mittel zur schnelligsten Kultivierung betrachten. Daß die Völker, bei denen das Christentum fest eingebürgert ist, auch vorher in einem Zustand tiefer Barbarei gelebt und diesen in einem gewissen Grad abgestreift haben mußten, bevor die sogenannte christliche Heilslehre bei ihnen Wurzel fassen konnte, scheinen die Herren Missionäre nicht zu wissen, denn sonst würden sie andere und erfolgreichere Mittel anwenden als das ihre, das jedoch meist noch verschiedene andere, in den christlichen Staaten übliche Praktiken im Gefolge hat, die dann ihre Kulturarbeit mit solchem Erfolge ausführen, daß die armen Versuchsojekte schließlich daran zugrunde gehen, wie wir dies am deutlichsten an den meisten Indianerstämmen sehen. Wie verkehrt es aber ist, ein Missionswerk in dieser Weise zu betreiben, zeigt deutlich unsere Illustration und auch schon das Indianerdorf Kombapata selbst. Klein, niedere, hüttenförmige Häuser, die einen höchst primitiven Eindruck machen, inmitten welcher die zwar auch ganz einfache aber gegenüber den andern Gebäuden geradezu einen monumentalen Charakter zeigende Kirche mit ihren zwei Kuppeltürmen hervortritt. Schon dieser grelle Kontrast zeugt für ein unnatürliches Verhältnis. Genau so ist es mit dem Kruzifix. Das Gesicht des, oder vielmehr der, Gekreuzigten sieht den Gesichtern der uns im Bilde bekanten Peruanerinnen so ähnlich wie ein Ei dem andern. Das gleiche ist aber auch der Fall mit der Bekleidung, ja sogar die Harntracht stimmt mit denen der Vorbilder merkwürdig überein. Daß man sich im übrigen die größte Mühe gegeben, dieses Sinnbild des Erlösers durch allerhand Schmuck herauszustaffieren, ist bei der bekanten und dem Menschen angebornen Vorliebe für Schmuck und Puz sehr erklärlich. Kritisch betrachtet macht aber dieses Bild auf den gebildeten Menschen doch nur den Eindruck eines gewöhnlichen Gözen und dieser Umstand allein dürfte unseren missionseifrigen Mitmenschen zeigen, wie gering ihre Erfolge sind und daß am Ende trotz ihrer Bemühungen doch der bekämpfte und vermeintlich ausgerottete Gözendienst in anderer Form zu Tage tritt.

art.

Donizetti's Klavier fand man jetzt auf der mailänder Ausstellung ausgestellt. In dem Deckel des Instruments ist ein Blatt mit folgender, an den Schwager des Komponisten, Advokat Basselt, gerichteten Inschrift eingefügt: „Um keinen Preis werde dieses Klavier verkauft, das mein ganzes Künstlerleben vom Jahre 1822 ab in sich schließt. In

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Der Kanton Appenzell, seine bewaffnete Landsgemeinde und seine historische Entwicklung. Kulturgeschichtliche Skizze von Carl Stähler. (Fortf. und Schluß.) — Im Dorf der Schmied. Eine Bauernhaus. (Mit Illustration.) — Eogpaf von El Kantara mit Römerbrücke. (Mit Illustration.) — Ein niederländisches (Mit Illustration.) — Donizetti's Klavier. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Förderung der Wissenschaft! — Allgemeinwissenschaftliche Auskunf.

meinem Dr Klingner noch die Töne von Anna, Maria, Fausta, Lucia, Robert, Belisario, Marion, Martiri (folgen noch die Titel von 12 Opfern). Lasse es dauern, so lange ich existire; mit ihm habe ich das Alter der Hoffnung verlebt, dann das Glück der Ehe, — die Einsamkeit. Es hat meine Freuden gehört, meine Tränen gesehen, verzeile Hoffnungen und große Ehren, es hat meine sauren Mähen geteilt. In ihm lebt mein Genie, jede Epoche meiner Laufbahn. Dein Vater, dein Bruder, alle haben es gekant und geplagt. Allen war es ein Genosse; und so sei es deiner Tochter Mitgabe — von tausend traurigen und fröhlichen Gedanken.

-r.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Förderung der Wissenschaft! Unter dem 12. September berichtet die „Königsberger Hart. Btg.“ über einen Fall von Steuerexemption, der so einzig dasteht, daß wir ausnahmsweise einmal diese Mitteilung einer „Tageszeitung“ one allen Kommentar aufnehmen wollen. Vor einiger Zeit erschienen in dem botanischen Garten einer Unversitätsstadt (wahrscheinlich Königsberg selbst) zwei Steuerbeamte mit der Anfrage, ob daselbst Tabak gebaut werde. Wenn ja, so wollten sie dafür Steuer erheben. Der Garteninspektor zeigte ihnen einige, zusammen etwa sechs Quadratmeter große Beete, welche die verschiedenen Tabaksorten in wissenschaftlicher Anordnung lediglich zu Unterrichtszwecken angebau zeigten. Die Beamten zogen sich unverrichteter Sache zurück, kamen aber nach ein par Tagen „in höherem Auftrage“ wieder und drangen auf Entrichtung der Tabaksteuer. Darob wurde der Inspektor zum Steuerverweigerer, aber die Beamten gaben sich nicht eher zufrieden, bis er vor ihren Augen die steuerverdantnen Tabakpflanzen ausgerissen hatte.

xz.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunf.

Amsterdam. Alter Abonnent B. Hieronymus van Alphen war allerdings ein bedeutender Dichter, obgleich man ihn mit Recht keineswegs „über Schiller und Goethe lesen“ darf, wie Ihr holländischer Freund tut. Hochberühmt sind seine „Gedichte für Kinder“ von denen Uebersetzungen in's Deutsche, Französische, und Englische existiren, nicht minder seine Kantate „Der Sternenhimmel“. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß von Alphen ein religiöser Dichter war, allerdings nicht ein Frömmel oder Mystiker. Geboren wurde er 1746 zu Gouda, lebte einige Zeit in Leyden als Professor der Rechte, dann in Utrecht als Generalprokurator des dortigen Gerichts und wurde zuletzt Großschlichtmeister der niederländischen Union. Er starb 1804 in Haag, wohin er sich, auf alle amtliche und öffentliche Tätigkeit verzichtend, zurückgezogen hatte.

Berlin. F. L. Die Meinung, daß in einem Hause, in dem sich gar keine Gasleitung befindet, dennoch Vergiftung durch Leuchtgas stattfinden kann, ist durchaus nicht irrig. Es ist in allerneuester Zeit mehr als einmal festgestellt worden, daß das Gas aus einem gebrochenen Strohevor in das dieses umgebende Gedreich eingebrungen und durch dasselbe seinen Weg bis 30 Meter weit in die bewohnten Räume schleicht gebauert, besonders nicht unterkellerten Häuser genommen hat, wo es anfänglich geruchlos und darum unmerkbar auftrat, vermuthlich weil es in den porösen Erdwänden die feinen Geruch hauptsächlich verursachenden Teerdämpfe abgefegt hatte. Erst seine Wirkungen an den Menschen, welche die betreffenden Räume bewohnten, nämlich Einengenheit des Kopfes, Kopfschmerz, Uebelbefinden, selbst schwere Ertränkungen und in einem Falle sogar der Tod, machten auf den ungeladenen Gast aufmerksam, den der augerlezt — nach Ueberjättigung der Durchgangsweghichten mit Teerdämpfen — noch hinzukommende Gasgeruch vollends verriet.

Sprechsal für jedermann.

Geehrte Redaktion! In Nr. 27 pag. 330 der „Neuen Welt“ (v. vor. J.) findet sich zu einem Artikel von Dr. R. Vogler folgende Anmerkung: „Hinsichtlich der gleichfalls in Schlesien fleißig betriebenen Bandweberei sei z. B. bemerkt, daß die dort vielfach benutzte Bandmüle, die eigentliche Fabrikmaschine bei diesem Geschäftszweig, bereits über 200 Jahre alt und ihr Ursprung ganz unbekant ist. Dr. Verl.“ — Im Antrage meines Vaters schreibe ich Ihnen hierzu folgendes: In Karl Marx „das Kapital“ (zweite Auflage) wird auf Seite 450 bemerkt: „Die Bandmüle ward in Deutschland erlund. Der italienische Abbe Bancelotti in einer Schrift, die 1636 zu Venedig erschien, erzählt: „Anton Müller aus Danzig habe vor ungefähr 50 Jahren (d. h. Verhieb 1579) eine sehr künstliche Maschine in Danzig gesehen, die 4—6 Gewebe auf einmal verfertigte; weil der Stadtrat aber besorgt habe, diese Erfindung möchte eine Masse Arbeiter zu Bettlern machen, so habe er die Erfindung unterdrückt und den Erfinder heimlich erlöden oder erlöden lassen.“ In Leyden wurde dieselbe Maschine zuerst 1629 angewandt. Die Erumten der Vortempirer zwangen den Magistrat erst zu einem Verbot; durch verschiedene Besordnungen von 1623, 1639 u. s. w. von Seiten der Generalsstaaten sollte die Gebrauch beschränkt werden, endlich erlaubt, unter gewissen Bedingungen, durch Verordnung vom 15. Dezember 1661 „In hac urbe,“ sagt Borhorn („Inst. Pol. 1663“) von der Einführung der Bandmüle in Leyden: „ante hos viginti circiter annos instrumentum floccos poterat quam plures aequali tempore. Hinc turbas ortae et querulae textorum, tandemque usus huius instrumenti a magistratu prohibitus est.“ Dieselbe Maschine ward 1676 in Köln verboten, während ihre Einführung in England gleichzeitige Arbeiterunruhen hervorrief. Durch kaiserliches Edikt vom 19. Februar 1685 wurde ihr Gebrauch in ganz Deutschland unterliegt. In Hamburg wurde sie öffentlich auf Befehl des Magistrats verbrant. Am VI. enenerie 9. Februar 1719 das Edikt von 1685 und Churachsen erlaubte ihren öffentlichen Gebrauch erst 1765. Diese Maschine, die so viel Lärm in der Welt gemacht hat, war in der Lat. Fortläufer der Spinn- und Webmaschinen, also der industriellen Revolution des 18. Jahrhunderts. Sie befähigte einen in der Weberei ganz unerfahrenen Jungen durch bloßes Ab- und Aufziehen einer Leuchtstange den ganzen Stul mit allen seinen Schützen in Bewegung zu setzen und lieferten in ihrer verbesserten Form, 40—50 Stück auf einmal.“

Ergebnis

Erwin Sad.